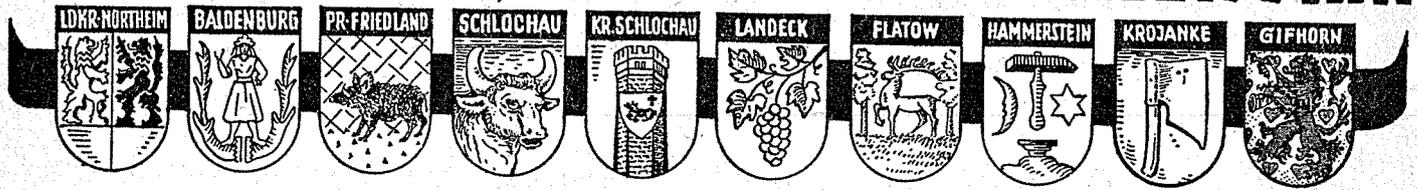


Neues Schlochauer ^{und} Flatower Kreisblatt



17. Jahrgang

Bonn, 28. November 1969

Nummer 9/10 (201-202)



Pr. Friedland: An der alten Stadtmauer.

Foto: Paul Wojahn

Empfehlenswerte Bücher zum Weihnachtsfest

Der deutsche Ritterorden und seine Burgen

100 Bilder mit ausführlichem Text. Das einzige Werk mit der Geschichte des Deutschen Ritterordens. Großformat DM 7,80

Heinrich von Plauen

Der spannende Roman um den Hochmeister des Deutschen Ritterordens. Von Ernst Wichert. 496 Seiten. Leinenband DM 13,80

Vom Opfertod grenzmärkischer Priester 1945/48

Zusammengestellt von Dr. theol. J. Schulz (früher Flatow und Pr. Friedland). Leinenband DM 3,80

Der Feldzug 1939 in Polen

Von General der Panzertruppe Nikol. v. Vormann

Erste exakte und kriegsgeschichtlich belegte Darstellung, die einen Einblick in die damalige Kriegsführung gibt. Mit vielen Landkarten, graphischen Darstellungen und Skizzen. Leinenband DM 22,—

Jagen und Reiten — Passion meines Lebens.

Von Forstmeister R. M. Beninde

Meisterhafte Jagdschilderungen und Erlebnisse in den Revieren nördlich von Prechlaw im Kreise Schlochau. Ein besonders unsere Landsleute interessierendes Buch. Soeben erschienen! 222 Seiten und 8 Bildtafeln DM 22,—

Meines Vaters Söhne.

Von Annemarie von Puttkammer

Die Geschichte einer pommerschen Gutsbesitzerfamilie. Soeben erschienen! 272 Seiten DM 14,80

Die Geschichte der deutschen Panzerwaffe (1916—1945).

Von Walther K. Nehring

400 Seiten mit 10 Karten DM 25,—

Ostpommerns Küste in 144 Bildern

Ein Buch der Erinnerung. Großformat. Leinenband DM 14,80

Westpreußen in 144 Bildern

In diesem Großband wird die Provinz Westpreußen in ihren Grenzen von 1918 gezeigt. Leinenband DM 14,80

Stettin in 144 Bildern

Ein einzigartiges Bildwerk von der deutschen Handelsmetropole an der Ostsee. Großformat. Leinenband DM 14,80

Danzig in 144 Bildern

Ein Spaziergang durch die schönen, alten Gassen der Hansestadt, zu den herrlichen Kirchen und Gebäuden, hinaus zum Weltbad Zoppot und zurück über Oliva und Langfuhr. Großformat. Leinenband 14,80 DM

Die Kurische Nehrung in 144 Bildern

Eine Bildreise durch eine einzigartige Landschaft am Rande Ostpreußens. Großformat. Leinenband DM 14,80

Das Riesengebirge in 144 Bildern

Die Heimat Rübezahls in ungewöhnlich schönen Aufnahmen. Großformat mit Orientierungskarte. Leinenband DM 14,80

Von Memel bis Trakehnen in 144 Bildern

In diesem Band wird noch einmal das berühmte Gestüt Trakehnen im Bild gezeigt. Großformat. Leinenband DM 14,80

Masuren in 144 Bildern

Vom „Land der tausend Seen“ und seinen dunklen Wäldern. Großformat. Leinenband DM 14,80

Die schöne Heimat

Bilder aus Ost-, Mittel- und Westdeutschland. Großformat. Leinenband DM 17,50

(Bildbände über unsere Heimatkreise Schlochau und Flatow sind noch nicht lieferbar)

Pommern im Bild

Bildpostkartenkalender für das Jahr 1970 mit 24 Ansichtskarten pommerscher Städte. DM 4,40

Westpreußen-Jahrbuch 1969

160 Textseiten und 16 Kunstdruck-Bildseiten broschiierte Ausgabe DM 8,80
in Ganzleinen gebunden DM 10,80

(Ältere Jahrgänge können noch besorgt werden, Preis auf Anfrage)

Straßen- und Eisenbahnkarte von Pommern

Maßstab 1 : 300 000 in 6 Farben. Sehr genaue Karte aus dem Jahre 1961. DM 7,40

Kunstblatt „Der Schlochauer Ordensburgturm mit evangelischer Kirche“

im Format 32x38 cm einschließlich Versandrolle DM 5,50

Kreiskarten von unseren Heimatkreisen

und von sämtlichen Kreisen Ostdeutschlands sowie Meßtischblätter von den einzelnen Ortschaften unserer Heimatkreise und ganz Ostdeutschlands können besorgt werden und sind auch zum Teil sofort lieferbar.

Bei Vorauszahlung des Betrages erfolgt portofreie Lieferung!

Bitte richten Sie Ihre Bestellung recht bald an das Kreisblatt in 53 Bonn 5, Postfach 5045

Duftende Weihnachtsgrüße Zum Fest Kosmetika nach Mitteleuropa

Niemand sollte behaupten, in Mitteleuropa sei man nicht modebewußt. Unseren Landsleuten wird es zwar schwerer gemacht, mit der wandelnden Mode Schritt zu halten, doch im Zeitalter der Miniröcke braucht keiner auf die staatlich gelenkte Textilindustrie zu warten; eine häusliche Schere tut das Entscheidende.

Was für die Kleidung gilt, gilt auch für das Make-up im weitesten Sinne. Junge Mädchen kopieren erfolgreich die Teenager des Westens, kennen die letzte Haartracht und die neuesten kosmetischen Tricks, und selbst die Jungen in Leipzig und Rostock lassen Locken zu unerwünschter Länge sprießen.

Die Probleme beginnen dort, wo die Natur versagt. Kosmetika in der Qualität und Vielfalt, wie wir sie kennen, gibt es in der DDR nicht. Lippenstifte halten und schmecken nicht, für das er-

sehnte Augen-Make-up fehlt das rechte Zubehör, der Nagellack hält nicht, und selbst Zahncreme und Seife sind oft noch nicht so, wie man sie sich wünscht.

Kein Wunder also, wenn man sich in Mitteleuropa über kosmetische Geschenke aus dem Westen besonders freut. Man spricht und schreibt nur selten darüber, weil sie halt zu den lebensunwichtigen Dingen gehören — wie manche noch heute glauben. Die Überraschung zum Fest wird jedoch gerade deshalb gelingen, weil wir mit solchen Geschenken unausgesprochene Wünsche erfüllen.

Die Auswahl hierbei soll natürlich dem einzelnen überlassen bleiben. Ein kleiner Tip: Junge Leute freuen sich über alles, was zum modernen Make-up gehört, alle Altersklassen wären für Seife, desodorierende Stifte, Cremes der verschiedensten Arten, vor allem aber für Parfüm oder Eau de Cologne dankbar.

November DER MONAT DES GEDENKENS AN DIE TOTEN

Immer, wenn die neue Ausgabe unseres Heimatblattes erscheint, richte ich meine Blicke mit Wehmut auf die letzten Seiten, auf denen die schwarzumrandeten Traueranzeigen stehen. Wieviel Liebe, Güte und ehrendes Gedenken spricht aus jedem Worte, das den Teuren gewidmet ist! Es ist doch so, daß wir mit ihnen auf diesen Seiten auch eine Art Zwiesprache halten und gemeinsam Erlebtes an uns vorüber ziehen lassen. Diese Worte sind immer Gegenwart, denn solange man den Namen eines Heimgegangenen erwähnt, ist er nicht vergessen und in das Heer der Myriaden namenloser Toter eingegangen.

Immer wieder finden sich auf diesen Seiten dem einzelnen bekannte Namen. Menschen, mit denen man im Leben vielleicht nur eine kurze Begegnung hatte, wieder andere, mit denen man Freud und Leid im Leben teilnahmsvoll getragen hat, Schul- und Berufsfreunde, verbunden durch das Elternhaus, nicht zuletzt aber auch Namen jener, die uns der Krieg, die Vertreibung und die Not in den Nachkriegsjahren nähergebracht haben.

Das Kreisblatt, Mittler zwischen Gegenwart und Vergangenheit, ist es auch hierbei, wenn es darum geht, jenen einen Dienst zu erweisen, die nicht mehr unter uns weilen.

Wenn in der letzten Zeit, gerade aus der jüngeren Generation, Stimmen laut werden, die sich in offenem, kritischem Resümee in den Worten ausdrücken „von den Toten haben wir nichts, sorgen wir für die Lebenden“, so scheint es gerade deshalb besonders notwendig, unsere Gedanken zum Totenkult in die Öffentlichkeit zu tragen, dieses Gedankengut zu besonderen Anlässen zu pflegen und weiterzugeben. Geschichtsphilosophen haben in mühevoller Arbeit festgestellt, daß die Kultur eines Volkes noch immer an der Art der Pflege der Ruhestätten der Verstorbenen und des Gedenkens an seine Toten zu messen ist. Wir haben keine Veranlassung an solchen Weisheiten zu zweifeln, umso mehr, wenn wir bedenken, daß im Weltgeschehen kein menschliches Leben ohne Bedeutung vollbracht worden ist. Es mag scheinen, daß Millionen von Menschen in kriegerischen Auseinandersetzungen und ihren Folgen ihr Leben sinnlos — bewußt oder unbewußt — gegeben haben. Dem ist nach unserer Überzeugung nicht so. So unverständlich und unentwirrbar die Ursachen und weitesten Wirkungen des Geschichtsablaufs und damit bestimmend auf das Schicksal des einzelnen Menschenlebens uns auch sein mögen, im Letzten wird dieses Knäuel entwirrt und in wundervoller Harmonie gelenkt und bestimmt.

Wenn wir einmal in einer ruhigen Stunde in den alten Jahrgängen unseres Kreisblattes nachlesen, so werden wir Namen finden, die im alltäglichen Sinne vergessen erscheinen, die uns aber doch so vertraut sind und uns so viel zu sagen haben. Ich meine, wir setzen gerade hier jedem unserer lieben Verstorbenen ein Erinnerungsblatt.

Sollten wir uns beim Erscheinen dieser Ausgabe nicht darüber freuen, daß unsere Landsleute immer wieder den Weg zu unserem Heimatblatt finden, um ihre Sorgen zu tragen und sich helfen zu lassen? Und wir sind sicher gerade jetzt dankbar, daß unser Heimatblatt wieder erschienen ist, nachdem uns die Sorge um die weitere Existenz unter den Nägeln brannte; denn mit ihm ist die Verbundenheit miteinander weiterhin gewährleistet.

Der Monat November, Monat des besonderen Gedenkens an unsere Toten! So haben Welt und Kirche in ihn Tage gelegt, die uns im Alltagshasten und -jagen, im Kampf um die Existenz, um das tägliche Brot, auch an alles Vergängliche mahnen und letztlich an die eigene Vergänglichkeit erinnern sollen. Wir werden auch in diesem Jahr zu den uns zugänglichen Gräbern eilen, sie in herbst- und winterlichen Schmuck kleiden, eine Kerze anzünden oder andere Bräuche üben. Bräuche, die einer schönen und guten Überlieferung angehören; vielleicht die letzten Blumen des Gartens auf dem Grabhügel niederlegen, um so die Verbundenheit mit den Toten zum Ausdruck bringen zu wollen. In manchem stillen Gebet werden wir uns mit den Toten verbunden fühlen. In unserer alten Heimat zog man in einer Prozession hinaus auf den Gottesacker mit dem Sterbekreuz und schwarzen Fahnen, zündete Kerzen und Öllämpchen an, legte Blumenbinde nieder und gedachte derer, für die keine persönlichen Gebete mehr gesprochen werden konnten; man schloß auch alle jene in das Gebet mit ein, die auf den Schlachtfeldern im Ersten Weltkrieg die den Tod gefunden hatten. Allerheiligen, Allerseelen, Volkstrauertag, Buß- und Betttag, wie auch der letzte Sonntag des Kirchenjahres, der Totensonntag, sie wollen Tage sein, die den äußeren Anlaß zur Erinnerung und inneren Einkehr geben, nicht aber Tage des Grabschmucks und Besichtigungsgänge von Grabstätten um ihrer selbst willen oder zu unserer eigenen Bestätigung.

Viele unserer Lieben ruhen nun schon fast dreißig Jahre fern ihrer geliebten Heimat in fremder Erde. Ihr stiller Wunsch als

sie auszogen ins Feld, als sie vertrieben wurden, die Heimat wiederzusehen, wurde nicht erfüllt. Zwar sind viele ihrer Grabhügel oder Erinnerungsstätten gepflegt und sprechen ein deutliches Wort der Beziehung zwischen Lebenden und Toten. Wir sind dankbar und froh darüber, daß wir viele in unserer Nähe wissen, daß wir jederzeit zu den Ruhestätten gehen können und ihnen unser Wohl und Wehe und unseren Dank in stummer Zwiesprache sagen können.

Wenn sich unser hochverehrter Herr Bundespräsident auch heute wieder ganz für das große Anliegen des Volksbundes Deutscher Kriegsgräberfürsorge einsetzt, so sind wir ihm dafür besonders verpflichtet, denn die Pflege der Gräber Gefallener beider Weltkriege gehört zu den Anliegen im Sinne unserer eingangs erwähnten Überzeugung. Es scheint uns nicht vermissen, daneben zu erinnern, sich über den Tod, über die Gräber hinaus, zu versöhnen und zu mahnen, neues Leid zu verhindern. Es scheint darum angebracht zu sein, daß auch heute durch Sammler und Sammlerinnen um ein Geldopfer für die Gedenkstätten unserer in den letzten Kriegen Gefallener einschließlich der Opfer politischer Verfolgung, der zivilen Kriegs- und Kriegsfolge-Toten gebeten wird, denn die Aufgaben, die sich der Volksbund gesetzt hat, erfordern die Mithilfe aller. Wir hoffen sehr, daß dem Volksbund bald die Aufnahme seiner Tätigkeit im Osten Europas gestattet wird.

Wir sollten unsere altheimatlichen Friedhöfe nicht vergessen, auch dann nicht, wenn uns das Gegenwärtige, das Alltagsgeschehen auch noch so stark in Anspruch nimmt. Denken wir an die, die der Krieg und die Vertreibung uns genommen haben, denken wir auch an jene, die kein Hügel deckt, den keine Blume ziert und an die Toten, für die kein persönliches Gebet eine Beziehung findet. Wenn an vielen unserer Grabstätten ein Verweilen nicht möglich ist, wenn wir sie nicht in gewohnter Weise schmücken können, so können wir doch eines: der Toten nicht vergessen. Das ist im Gebet christlicher Brauch. Doch auch Andersdenkende tragen Verantwortung und sehen Veranlassung, ihren Toten Dank zu sagen.

Sehr oft haben wir, auch durch das Kreisblatt, die Nachricht vernehmen müssen, daß unsere Friedhöfe in der alten Heimat den würdigen Eindruck verloren haben, ja, daß sie eingeebnet, daß Hügel und Kreuze, die sichtbaren Zeichen einer Grabstätte, vom Verfall bedroht und von Unkraut überwuchert, in Vergessenheit geraten sind. Mag sich das äußere Bild dieser Friedhöfe verwandelt haben, wir tragen um so mehr das würdige Bild unserer heimatlichen Friedhöfe und damit der dort Ruhenden in unseren Herzen. Das Kreuz, das Zeichen des Todes aber auch ewigen Lebens, es ist das gleiche geblieben, dort in der alten Heimat und hier in unserem neuen Lebenskreis, damit auch unsere Liebe zu diesen unveräußerlichen Werten und unser Gedenken an die Toten.

Verbinden wir auch und besonders in dieser Zeit in unserem Gedenken einen Dank an alle die, die einige unserer Grabstätten in der alten Heimat oder wo immer es sei, in ihre Obhut nehmen und genommen haben.

Wenn wir in heimatlichem Brauch unsere Toten ehren und damit in einer stillen Zwiesprache dem Alltag ein wenig entrücken, so glaube ich, werden uns die lieben Dahingegangenen in ihrer Art einiges zu sagen haben, ich möchte meinen, daß uns ihr Tod Verpflichtung sein möge, die Lebenden nicht zu vergessen; unermüdlich daran zu arbeiten, um fortzuschreiten auf dem Wege, allen Menschen ein Dasein in Friede, Freiheit und Wohlgefallen zu garantieren und unsere Pflicht getreu bis in den Tod zu erfüllen.

Hans Mausolf

Die Weihnachtsausgabe

des Kreisblattes erscheint noch rechtzeitig zum Fest. Alles für diese Ausgabe Bestimmte muß aber recht schnell dem Kreisblattherausgeber (53 Bonn 5, Postfach 5045) zugesandt werden. Weihnachts- und Neujahrsgrüße und -wünsche werden wieder zum Preise von DM 3,— abgedruckt. Fügen Sie bitte nach Möglichkeit den Betrag in Briefmarken Ihrem Schreiben bei.

Die vorliegende Ausgabe ist wieder eine Doppelnummer und gilt für die Monate September und Oktober.

Unsere Postabonnenten werden gebeten, das Abonnement für das neue Vierteljahr (Januar bis März 1970) an den Postbeamten, der nach dem 10. Dezember erscheinen wird, zu zahlen.

Aus der Heimatarbeit

Kreisgruppe Schlochau in Berlin

Recht herzlich laden wir alle Schlochauer aus dem ganzen Kreisgebiet mit ihren Verwandten und Bekannten zu unserer

Adventsfeier

am Sonntag, dem 21. Dezember 1969

in Pichlers-Viktoriagarten, Lankwitz, Leonorenstraße 18 ein.

Wir sind auch dieses Mal mit der Kreisgruppe Konitz — Tuchel zusammen mit der wir nun schon gemeinsam viele schöne Stunden verlebt haben.

Einlaß: 15.00 Uhr, Beginn: 16.00 Uhr.

Weihnachtliche Schattenspiele — Kinderbescherung und Tombola

Eine recht frohe Adventszeit allen Schlochauern in nah und fern!

Der Vorstand der Kreisgruppe Schlochau
in Berlin

Maria Dobroschke
1. Vorsitzende

Ortsverband Osnabrück

Unsere nächsten Veranstaltungen:

20. Dezember 1969 (Sonnabend), 16 Uhr Gaststätte „Sängerheim“, Osnabrück, Meller Straße 21:

Weihnachtsfeier

24. Januar 1970, 19 Uhr, Gaststätte „Sängerheim“, Osnabrück, Meller Straße 21:
Kostüm- und Kappenfest

Ortsverband Lübeck

Unsere diesjährige vorweihnachtliche Feierstunde ist am 21. Dezember ab 16 Uhr im „Haus Deutscher Osten“.

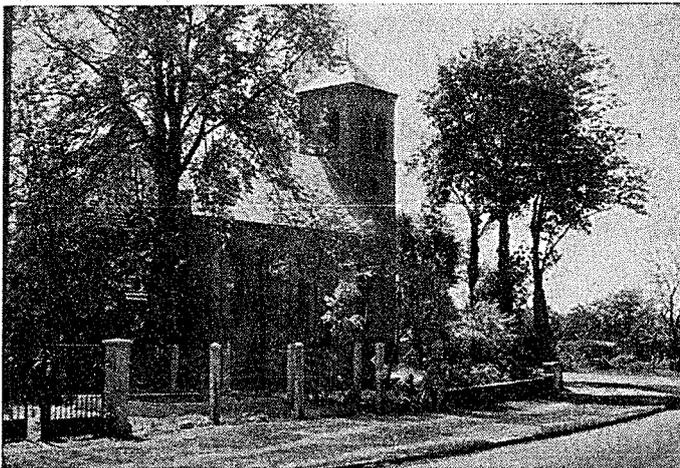
Alle Landsleute aus den Kreisen Flatow und Schlochau im Raume Lübeck sind dazu herzlich eingeladen.

F. Wagner

Radio Moskau:

„Keine Gegenleistung für Verzichtspolitik“

Radio Moskau erklärte in einer deutschsprachigen Sendung, daß die Bundesrepublik Deutschland mit keinerlei politischen Gegenleistungen seitens der Sowjetunion rechnen könne, wenn Bonn einen „Verzicht auf die Grenzen von 1937“ aussprechen und das Münchener Abkommen als von vornherein ungültig bezeichnen würde. Wer in der Bundesrepublik solche Berechnungen anstelle, befasse sich mit Kalkulationen, die „auf Sand gebaut“ seien.



Krojanke: Die evangelische Kirche

Grüße in die alte Heimat

Ein Streiflicht vom Leben ausgewanderter Deutscher

Walter und Sabine begegneten einander zuerst im deutschen Klub eines westaustralischen Landstädtchens wenige Wochen nach der Ankunft des erst 20jährigen Tischlers aus der alten Heimat. Der Klub vereinte die Deutschen, die rings um die Stadt lebten, in einer gewissen Regelmäßigkeit. Die 16jährige Sabine Hirsch nahm mit ihren Eltern nur ein- bis zweimal im Jahr an diesen Zusammenkünften teil. Vater Hirsch, ursprünglich in Schlesien ansässig, hatte inzwischen in Perth als Brunnenbauer sein Auskommen gefunden. Gesprächsweise hatte sich ergeben, daß auch Walter gern in die größere Stadt übersiedeln wollte. Sabine schlug ihren Eltern vor, dem jungen Mann wenigstens vorübergehend ihr Gästezimmer zur Verfügung zu stellen. Bevor der Vater jedoch dazu sein Einverständnis erteilte, nahm er Walter selbst ins Gebet: „Warum möchtest du nach Perth kommen?“ „Ich sehe dort mehr Möglichkeiten für mich, beruflich weiterzukommen. Außerdem liegt Perth landschaftlich sehr schön!“ „Du hast schon recht. Bedenke aber auch, daß man das Geld dort viel leichter ausgeben kann.“ „Ich kann meines zusammenhalten!“ „Abwarten, aber von mir aus kannst du kommen. Bis du eine andere Unterkunft gefunden hast, darfst du bei uns wohnen.“

Der junge Deutsche fand in Perth nicht nur gastliche Aufnahme bei der Familie Hirsch, sondern auch gute Arbeit und schon bald die Anerkennung seines neuen Chefs und der Mitarbeiter. Seine gastfreundlichen Landsleute erleichterten ihm das Einleben sehr. Er fühlte sich wie ein Kind im Hause.

Zur nächsten Zusammenkunft des deutschen Klubs nahm ihn Familie Hirsch in ihrem Wagen mit. Bei der Gelegenheit sollte auch ein Tonband an die Eltern des jungen Auswanderers besprochen werden, damit sie einmal wieder die Stimme ihres Sohnes hörten und gleichzeitig die Menschen kennenlernten, mit denen er sich jetzt eng verbunden fühlte. Onkel Werner, der Vorsitzende des Klubs, eröffnete diesen gesprochenen Brief mit folgenden Worten: „Wir haben euren Sohn hier bei uns aufgenommen. Er hält sich gut, ist ein fleißiger und sparsamer Geselle und als fröhlicher Kerl bei uns allen beliebt. Ihr dürft ganz beruhigt sein. Er befindet sich bei uns, das darf ich bei aller Bescheidenheit feststellen, in guter Gesellschaft. Wir sind hier alle Deutsche, die ihre alte Heimat nicht vergessen haben und sie auch nie vergessen werden. Auch unsere Kinder lernen von uns ihre Muttersprache kennen. Natürlich müssen sie im Arbeitsleben englisch sprechen. So, jetzt will ich euch einmal einige aus unserm Kreise vorstellen. Mich kennt ihr ja schon aus Walters Briefen als Onkel Werner. Ich habe so ein bißchen das Leit in die Hand genommen. Naja, ich war ja schließlich auch der erste aus unserm Kreis, der nach dem Kriege hierher gekommen ist. So nach und nach sind wir dann mehr geworden, und jetzt bilden wir einen ganz ansehnlichen Klub. Ich bin Zimmermann von Beruf, Carpenter sagt man hier dazu. Sicher möchtet ihr wissen, was wir auf unsern Zusammenkünften treiben. Wir singen unsere schönen Volkslieder, erzählen von der alten Heimat, lesen aus deutschen Büchern vor, tanzen und sind fröhlich miteinander.“ Onkel Werner stellte dann die Familie Hirsch vor. Frau Hirsch sagte in ihrer warmerzigen Art: „Der Walter ist ein lieber und bescheidener Junge, den wir gern bei uns aufgenommen haben. Auch wenn er ein eigenes Quartier besitzt, hoffen wir ihn häufig bei uns zu sehen. So, jetzt möchte euch Sabine noch Grüße sagen.“ Die plauderte munter drauflos: „Ich bin noch in Schlesien geboren. Wir wurden erst etliche Jahre nach dem Kriege ausgewiesen und wanderten gleich nach Australien aus. Nach meiner Schulzeit helfe ich jetzt der Mutter im Hause. Mit eurem Walter verstehe ich mich gut. Wir leben wie Bruder und Schwester zusammen. Wenn ich im nächsten Jahr zu Besuch nach Deutschland komme, werde ich bestimmt einmal bei euch hineingucken. Natürlich kehre ich nach Australien zurück, denn hier ist jetzt meine Heimat. Ich rede sicher schon viel zu lange, denn Walter ist schon ganz dicker geworden. Jetzt kommt er endlich an die Reihe!“

Man merkte dem jungen Mann deutlich die Rührung an, als er sprach. Die Worte bereiteten ihm Mühe. Immer wieder ließ er Pausen eintreten, deren Dauer aber die lustige Gesellschaft um ihn herum nicht zu lang werden ließ, sondern durch Zwischenrufe würzte. Walter schloß seinen gesprochenen Brief kurz ab: „So, liebe Eltern, nun wißt ihr, wie ich hier lebe. Wir wollen euch jetzt noch einige schöne Lieder vorsingen!“

Wochen später spielten meine Eltern in ihrer kleinen Wohnstube Walters Band ab. Der Vater meinte trocken: „Na, die hatten dem Wein wohl schon vor dem Singen zugesprochen!“ „Laß sie doch!“ wehrte die Mutter ab, als müsse sie die Deutschen in der Ferne in Schutz nehmen. „Tu ich doch auch! Ich freue mich ja gerade so wie du darüber, daß unser Walter drüben so viel Glück gehabt hat!“

Hanke Bruns

Zu einem neuen Buch: „Jagen und Reiten - Passion meines Lebens“

Von ROMAN MAXIMILIAN BENINDE

1969/222 Seiten und 8 Bildtafeln mit 15 Abb./8⁰/Leinen 22,— DM
Verlag Paul Parey, Hamburg und Berlin

In diesen Tagen hatte ich Gelegenheit, das im Verlag von Paul Parey, Hamburg und Berlin, erschienene Buch „Jagen und Reiten — Passion meines Lebens“ vom Landforstmeister R. M. Beninde zu lesen. Gewiß ist Herr Beninde vielen Lesern unseres lieben „Neuen Schlochauer und Flatower Kreisblattes“ noch persönlich bekannt als langjähriger Forstmeister des Forstamtes Pflastermühl im Kreise Schlochau.

Selten hat mir ein Buch soviel Freude bereitet wie dieses, das flüssig und spannend von Anfang bis zum Ende geschrieben ist. Es strahlt aus die Liebe zu den Menschen unsrer Heimat im Osten, zur Jagd, zu den Pferden, die, wie Herr Beninde schreibt, „gleich nach den Kindern“ kamen und die Liebe zur Einsamkeit unsrer weiten Schlochauer Wälder.

Da ich selbst mit meiner Frau viele glückliche Jahre unserer Ehe in völliger Abgeschiedenheit auf „unserer“ Insel in Afrika lebte, glaube ich mich besonders einfühlen zu können in die Zuneigung, die der Verfasser vom Beginn seiner Ehe bis zur Vertreibung zu der paradiesischen Ruhe der — uns Schlochauer vertrauten Weite der heimatlichen Wälder dort — empfand.

In jedem Kapitel seines Buches erlebt man die Spannung, die Erregung, das Hochgefühl, ja man atmet wieder die Luft, man sieht im Geiste wieder die Kiefernwälder, die großen Heide- und Wiesenflächen, die Kusseln, wenn man B. in seinem Revier, das 6500 ha groß war, auf seinen Pirschgängen begleitet. Wir besuchen mit ihm vor Tag und Tau die Balzplätze von Auerwild und hören das Balzlied des Hahns. Gute Fotos beweisen und bekräftigen, welch kapitale Geweihe in „unsern“ Schlochauer Forsten gewachsen sind. Und man darf, ohne zu übertreiben, von einem begnadeten Jägerleben sprechen, wenn Herr Beninde schreibt, daß er wohl rund 10 000 geweihte Hirsche in seinem Leben durch sein Glas hat beobachten können.

Wenn B. schreibt, daß er fast Landwirt geworden wäre, es aber, Gott sei Dank, nicht geworden ist, „da die vertriebenen ostdeutschen Landwirte die Ärmsten der Armen waren und sind“, so kann ich Letzteres als Landwirt und jahrelanges Vorstandsmitglied der Heimatvertriebenen Bauern in Rheinland-Pfalz leider nur voll und ganz bestätigen.

Aus vollem Herzen unterstreiche ich die letzten Sätze in seinem Buch, die uns vermitteln: „das Bild jenes Landes zwischen Ostsee und Netze, zwischen Weichsel und Küddow, dem Kiefern, Heide und Sand das Gesicht gaben, in dem Kapitalhirsche ihre Fährten durch die Zeiten bis in unsere Tage ziehen.“

Er schreibt weiter:

„Einmal gelebt im Paradies! Hat es aber einen Sinn, sein Herz an Vergangenes zu hängen? Nach Hause können wir nicht mehr, und wenn wir es können und wollten, so wäre es nicht mehr unser Zuhause, weil unsre Menschen, mit denen wir dort

einst zusammengelebt, fehlen. Trotzdem kann uns niemand nehmen, was einmal war, solange wir selber es geistig besitzen, und solange wir unsre Toten nicht vergessen, die dort unter der Erde ruhen, ein ganzes Heer durch die Jahrhunderte.

Aber muß es immer so bleiben? Es ist alles so schnell vergänglich, wir haben es erlebt. So hoffe ich für meine Nachfahren. Ich hoffe auf ein größeres Europa, in dem über die Grenzen hinweg den Menschen gestattet sein wird, wieder einander die Hände zu reichen. Kontakte zwischen den Menschen werden versuchen müssen, wieder zu heilen, was die Politik in Grund und Boden verdorben hat. Niemand bringt dafür bessere Voraussetzungen mit als die Kameraderie der Jäger und Pferdeleute, die überall auf Erden die gleiche Sprache reden! Solange dort drüben im Herbst noch der Kapitalhirsch röhrt und Jäger auf ihn jagen, und solange dort noch edel gezogene Pferde unter wahren Reitern über die weichen Galoppierwege der weiten Ebenen gehen — solange will ich die Hoffnung nicht fahren lassen!“

*

Gelebt im Paradies! Ich weiß: es ist in meinem Bericht noch vieles zu kurz gekommen, über das zu schreiben wäre, z. B. auch über das Besondere des Verfassers forstlicher Arbeit! Nicht unerwähnt lassen aber darf ich das nette Familienleben, die Liebe zu seiner Frau, der er ja auch sein Buch gewidmet hat. In herzlicher Kameradschaft teilte sie mit ihm die Einsamkeit. Sie begleitete ihn häufig auf seinen Pirschgängen und trug wesentlich dazu bei, daß Pflastermühl das „Paradies“ war. Sie war es, die dann auch die wertvollen Trakehner Stuten auf dem über 1200 km weiten Treckmarsch mit ihren Kindern nach Niedersachsen brachte und so ihren Mann 3 Jahre später damit vom Bahnhof abholen konnte, als er 1948 aus russischer Kriegsgefangenschaft entlassen war.

*

Zusammenfassend kann ich nur wünschen, daß viele, die sich noch die Liebe bewahrt haben zu unsrer ostdeutschen Heimat, zur Jagd, zur Natur und zu edlen Pferden dieses Buch unter ihren Weihnachtsgaben finden mögen oder aber auch anderen damit eine Freude machen!

Gerade solche Bücher sind es ja, die auch bei unsrer Jugend die Erinnerung an unsre verlorene schöne Heimat im Osten wachhalten sollen und müssen.

Georg Ritgen - Barkenfelde

Mit freundlicher Erlaubnis des Verlages Paul Parey in Hamburg druckt das Kreisblatt ein Kapitel dieses so wertvollen Heimatbuches nachstehend ab und hofft dadurch weitestes Interesse auch an den übrigen vierzehn Kapiteln bei unseren Lesern zu wecken.

Das Land und seine Menschen

Wenn wir in späteren Jahren aus dem Westen kommend bei Magdeburg die erste königlich preußische Kiefer wiedersahen, dann schien uns das wie ein erstes Zeichen der Heimat, wie Rückkehr ins gelobte Land! Die ewige Lieblichkeit des Rheins und des Neckars waren gut und schön, aber auf die Länge hatten wir das Gefühl, uns daran den Magen zu verderben. Wer kann schon ewig von Kuchen und Schlagsahne leben? So empfanden wir das jedenfalls. Je weiter wir nach Osten kamen, um so mehr schob sich die zwischen Elbe und Oder noch pinienförmig breitgefächerte Kiefernkronen zusammen. Die Wälder wandelten unmerklich ihr Gesicht, aber erst zu Hause standen die Altkiefern kerzenlotrecht in spitz-schmalen Silhouetten gegen den Horizont, in jahrtausendelanger Schneeausschleife modelliert, die Vorläufer der baltisch-skandinavischen Kiefernformen. So erlebten wir das, ob wir nun durch die Neumark nach Hause führen über Küstrin-Landsberg an der Warthe oder durch Pommern über Stettin—Dramburg—Neustettin: Die horizontweiten Blicke, die geraden Linien, das Fehlen alles Kleinlichen, der weite Himmel über breitgelagerten Ebenen mit seinen ganz eigenen Wolkengebilden, die ganze Ernsthaftigkeit der östlichen Landschaft. Schon hatten wir uns der strengen Schönheit unseres märkisch-pommerschen-westpreußischen Landes ganz wieder geöffnet und empfanden es dankbar, zu Hause sein zu dürfen.

Pflastermühl war früher ein v. d. Goltzscher Besitz gewesen. Es gehörte als Mühlenvorwerk zu Pagdanzig, ehe es der Preu-

bische Staat am 1. Oktober 1875 für 93 000 Mark vom sogenannten „alten Baron“ kaufte, der damals aber zweifellos noch ein sehr junger Baron gewesen war. Der Staat bekam dafür 413 Hektar Wald und Wiesen und gab zur Arrondierung des Pagdanziger Hauptgutes noch 160 Hektar „südlich des B-Gestells“ ab. So kam bei dem Geschäft jeder auf seine Kosten.

Pagdanzig war von einem Vorfahren, August v. d. Goltz, 1782 gekauft worden. Es war damals wohl doppelt so groß wie zu meiner Zeit. Aber trotz der runden 15 000 Morgen besohlte der erste Pagdanziger sich seine Schuhe selbst, flickte Geschirre und machte sich nützlich. Er war ein spartanisch einfacher Mann. Auch der „alte Baron“ war ein Original gewesen; ich habe ihn selber nicht mehr gekannt, aber ich habe mir im Pagdanziger Hause unendliche viele Geschichten von ihm erzählen lassen. Die alten Bauern und Hofleute — oder waren es mehr die alten Frauen? — behaupteten noch zu meinen Zeiten, er spuke auf dem Erbbegräbnis! Er hatte einen großen Besitz, aber wenn die Waggons mit dem Kunstdünger, zu dem er sich ja schließlich doch einmal entschließen mußte, auf dem Bahnhof in Prechlau ankamen, dann durften nicht etwa die Gutsperde den „Teufelsdreck“ die 6 Kilometer nach Pagdanzig fahren, sie hätten sich ja die Sehnen auf der harten Chaussee heiß treten können! Nein, dazu wurden Bauernpferde angeheuert, gegen Bezahlung natürlich. Der alte Goltz muß ein herrisch selbstbewußter Mann gewesen sein, der den Landrat aus Schlochau, einen Herrn v. M., höchstpersönlich von seinem Hofe warf, weil er gewagt hatte, ihn während des

ersten Weltkrieges in irgendeiner Lebensmittel-Bewirtschaftungssache kontrollieren zu wollen! Es ging ihm gegen die Ehre, daß jemand an seinen Worten zu zweifeln wagte. Dabei hatte Herr v. M. das ganz sicherlich in den höflichsten und liebenswürdigsten Formen gemacht, denn man kannte ja den alten Goltz!

Aber persönlich schwierig zu sein, war und ist schließlich immer das gute Recht jedes Menschen, der auf eigenen Beinen steht, materiell oder geistig. „Car tel est notre bon plaisir“ sagten die französischen Könige! Nun, wir waren nicht im Frankreich des absolutistischen Übermuts, sondern im kargen Preußen, und preußische Auffassung kannte keine Überreibung, sondern nur Pflicht und Verantwortung. Sie gaben jener höfischen Formel für uns auch einen ganz anderen Sinngehalt. Es gab einen Prototyp des preußischen Junkers, das war der alte Kammerherr v. Oldenburg-Januschau in Westpreußen. Er war das Schreckgespenst und der Popanz seiner politischen Gegner in einem zugleich. Er war es auch, der als Abgeordneter des alten kaiserlichen Reichstages erklärte, daß es das gute Recht des Monarchen sein und bleiben müsse, einem Leutnant zu sagen: „Nehmen Sie 10 Mann und lösen Sie den Reichstag auf!“ Gewiß unmöglich und ein oder zwei Jahrhunderte verspätet, aber der gleiche Oldenburg sagte auch zu seinem Sohne, als es sich um das Verhältnis zu den eigenen Arbeitern handelte: „Du kannst dich zur Not vor dem Oberpräsidenten der Provinz verleugnen lassen, aber — das merke dir — vor deinen Leuten nie!“

In der Schlochauer Heide gab es damals bis zur Zeit des Pflastermühlens Ankaufs nur zwei königlich-preußische Oberförstereien, Zanderbrück und Eisenbrück, jede etwa 10 000 Hektar groß. Der Pagdanziger Ankauf gab den Anstoß zur Gründung einer dritten, eben Pflastermühlens. Der neue Revierverwalter zog zuerst in das „herrschaftliche Gutsgebäude“ ein, bis 1894 ein neues Wohnhaus gebaut wurde. Meine Scheune und die Ställe aber waren noch die alten Goltzschen Gebäude, obwohl das Gutachten der Baubehörde sie schon 1875 als baufällig bezeichnet hatte! Sie haben mir noch 80 Jahre später ausgezeichnet gedient. „Es gibt Menschen, Bauräte und Wasserbauräte“, hat einmal ein durch seine besonders bissig-sarkastischen Bonmots bekannter ostpreußischer Forstmeister gesagt. Offenbar hatten ihn die Wasserbauräte besonders geärgert. Meine große strohbedeckte Fachwerkscheune mit dem jährlich besetzten Storchennest auf dem Giebel hätte noch weitere 100 oder 200 Jahre gestanden, und das aus dicken Kiefernsturzhohlen, mit einem Lehmfachwerk innen, gebaute geräumige Stallgebäude war warm und trocken und für Pferde und Vieh so gesund, wie es ein moderner Bau nie hätte sein können. Die Ferkelaufzucht von fünf, sechs hochwertigen Zuchtsauen war bei mir risikolos, und es war deshalb kein Wunder — und ein bißchen mein Stolz — daß die benachbarten Güter sich ihre Ferkel und Läufer Schweine, die sie zur Mast aufstellen wollten, bei mir holten.

Der Preußische Staat kaufte damals übrigens in großem Stil, so daß schon 20 Jahre später Pflastermühl wieder geteilt und die ostwärtige Hälfte als Oberförsterei Bärenreiche neu eingerichtet wurde. Als nach der Jahrhundertwende die Übernahme des großen v. Livoniuschen Besitzes bei Hammerstein kam, wurde der Staatsforstbesitz der Schlochauer Heide in seiner endgültigen Form perfekt: Etwa 35 000 ha mit den Forstämtern Hammerstein, Zanderbrück, Pflastermühl, Bärenreiche, Eisenbrück und Lindenberg vor den Toren Schlochau.

Westpreußen war altumkämpftes Land. Der Ritterorden hatte es kolonisiert, von Polen selber als Ordnungsfaktor ins Land gerufen. In den 100 Jahren nach 1226 wurden 90 Städte und 1400 deutsche Dörfer gegründet, davon allein in der Komturei Schlochau 93. Die Schlochauer Burg war nach der Marienburg der größte und bedeutendste Sitz des Ordens gewesen, sie war und ist noch heute in ihren Ruinen eine imponierende Anlage. Auch die Polen haben sie erhalten. Mit dem Zusammenbruch des Ordens kam Westpreußen unter polnische Lehenshoheit. Aber in jenen Jahrhunderten bestimmten viel weniger Nationalitätenkämpfe als Interessengegensätze das Handeln der Menschen. In unseren Bauerndörfern gab es kaum polnische Namen, die Wollschläger und Kanthack, die Stolpmann und die Mausolf, die Schmidt und die Schulz saßen dort. Auf der Schlochauer Burg regierte im Namen der polnischen Krone 1680 der Herr Melchior Weiher, ein Nachkomme jenes bedeutenden deutschen Adligen Jacob Weiher, der 1643 Neustadt gründete, das die Polen Weiherowo nennen, später ein Graf Kayserlingkscher Besitz. Im Jahre 1724 saß auf der Burg die Fürstin Anna Radziwill aus litauischem Geschlecht, und 1752 der Herr v. Herkenrath, ein Deutscher!

Polen ist seit jeher ein unglückliches Land gewesen. Nur wer seine Geschichte kennt, vermag die ganze Tragik zu verstehen, die oft genug aus eigenem Verschulden das Land um die Früchte

seiner ersehnten Ideale gebracht hat. Niemand hat für polnische Wünsche und Ängste, für das Grenztrauma, das das polnische Bewußtsein beherrscht, mehr Verständnis als wir Ostdeutschen, die wir durch die Jahrhunderte Nachbarn der Polen waren. Viermal ist Polen ganz oder teilweise zerstört worden, viermal ist es aus unvorstellbarer Vernichtung wieder auferstanden, weil Polen nie aufgegeben hatte, an sich selber zu glauben!

Im Jahre 1772 kam Westpreußen an die Krone Preußens. Damit begannen fast 200 Jahre einer kulturellen Entwicklung, deren Ende wir selber erlebten, als wir 1945 alles stehen und liegen lassen mußten. Ganz zu Anfang war in unserem großen Heidegebiet nichts geordnet, der Geist schwebte sozusagen über den Wassern oder vielmehr über dem Sande! Eigentums- und Rechtsverhältnisse waren völlig offen; jeder nahm, was er brauchte. Noch der forstliche Taxator, der 1860 das Forstamt Zanderbrück bearbeitete, sagte, offenbar ganz überwältigt von dem, was er, der ordnungsgewohnte Preuße, zu sehen bekommen hatte: „Von dem großartigen Maßstabe, in welchem früher der Diebstahl betrieben wurde und von welchem viele Bestände heute noch das traurigste Zeugnis ablegen, ist freilich jetzt nur noch ein Schatten mehr vorhanden, doch bleibt immer noch genug zu wünschen übrig. Noch vor kaum 20 Jahren kaufte von den hiesigen Anwohnern niemand auch nur ein Stück Holz zur Ausfuhr eines Baues. Es wurde vielmehr nach und nach soviel zusammengestohlen, bis das nötige Material zu jedem Gebäude vorhanden war. Außerdem betrieben aber auch die zahlreichen Schneidemüller ihr Geschäft hauptsächlich mit entwendeten Blöcken. Der Holzdiebstahl erstreckte sich nicht allein auf die zum Bau der eigenen Gebäude notwendigen Hölzer, sondern auch auf das zum auswärtigen Handel benötigte Material. Die geeigneten Stämme wurden gestohlen, auf den vielen benachbarten Schneidemühlen geschnitten, die Bretter in den eigens dazu konstruierten Wohnhäusern getrocknet und dann in den 10 bis 15 Meilen entfernten Seehäfen Stolp und Rügenwalde, selbst Kolberg, versilbert.“

Man verzeihe diese weitschweifigen Schilderungen. Ich fand sie jedoch immer so plastisch, daß ich mir ihre Wiedergabe nicht versagen konnte. Sie zeigen übrigens, wie lange eine 300 Jahre währende Unordnung — eben die verworrenen polnischen Zeiten, aus denen die Redensart von der „polnischen Wirtschaft“ herrührt — weiterwirken kann, ehe eine neue Ordnung sich durchsetzt.

Der König — es war der Große Friedrich — kümmerte sich sehr persönlich um diese neue Provinz, aber seine Absichten scheiterten zunächst „am Unverstand, der Oberflächlichkeit und Pflichtwidrigkeit der Forstbeamten“. So schildert es Julius v. Pannewitz, königl. preuß. Oberforstmeister, 1829 in einem äußerst interessanten Buche über „Die forstlichen Verhältnisse Westpreußens.“ Es waren ja aber zunächst gar keine Forstbeamten in unserem Sinne. Wo sollte der König sie hernehmen? Es waren in der neuen Provinz in aller Regel verabschiedete Offiziere, die vielleicht den guten Willen hatten, aber keine Ausbildung. Und die unteren Beamten rekrutierten sich aus den ortsansässigen Bauern und Beutnern — der Wolf im Schafskleide! — Sie verstanden nicht nur nichts, sondern hatten verständlicherweise sehr dicht auf der Haut sitzende Eigeninteressen!

So konnte es alles in allem nicht Wunder nehmen, wenn Friedrich der Große in einer Kabinettsordre von 1782 sagt „hab ich wahrgenommen, daß hier mit dem Holze sehr übel umgegangen und sehr schlecht gewirtschaftet wird. Hieran ist lediglich schuld die große Negligence des Oberforstmeisters oder dessen, der seine Stelle versieht, und auch der anderen Forstbedienten. Wir haben höchstselben gesehen von der Zante, wenn man kommt von Driesen her, da waren große Kiefern, da haben sie die großen Bäume, ohne daß was zum Bauen gewesen, nieder gehauen und diese haben jeder an 30 kleine Bäume niedergeschlagen. Das ist ja eine liederliche Wirtschaft, und auf diese Weise müssen ja die Heiden ruiniert werden. Der Förster (das war damals der Forstmeister und Revierverwalter), welcher das Revier hat, ist ein schlechter Kerl, sowie auch der von Landsberg her bis gegen die Tuchelsche Gegend das Revier hat. Diese beiden sind an der Verwüstung der dasigen Forsten schuld. Und wir haben daher befohlen, daß gedachte beide Förster samt dem Oberforstmeister oder dem, der dessen Amt versieht, arretiert werden sollen und daß von Berlin einer von der Kammer und einer von der Justiz ohne Anstand dahingeschickt werden solle und die schärfste Untersuchung wider sie wegen ihrer liederlichen Wirtschaft und Negligence sofort anzustellen.“

Nun ja, der König war strenge und hatte seine Augen überall. Diese Strenge aber formte seine Beamten zu jener Zuverlässigkeit und jener Auffassung von der „Ehre des königlichen Dienstes“, die das Dienen eben zur Ehre machte und weit vor das Verdienen setzte, wie wir Brüder es noch in unserem Elternhause gelernt hatten. Ich hörte aus der Tucheler Heide, deren Nordwestausläufer Pflastermühl bildete, eine Geschichte, die

mir ein heute noch lebender Forstmann aus seinen eigenen früheren Zeiten erzählt hat. Er kannte noch selbst in der Heide etwa um das Jahr 1914 einen königl. preuß. Förster, Ehrenreich war sein Name. Er war ein hochgewachsener, würdiger Mann mit einem langen, schneeweißen Vollbart. Von ihm wußte man, daß er in jungen Jahren nach Rußland gegangen war, um dort auf einer großen Herrschaft Dienst zu tun. Als der dortige Verwalter, der vor allem in seine eigene Tasche wirtschaftete — wie das im alten Rußland so üblich war — ihm den Vorschlag machte, mitzutun, da warf er ihn kurzerhand zum Fenster hinaus. Sein fürstlicher Herr war so gerührt über diese ungewohnte Ehrlichkeit, daß er ihm die Bitte erfüllte, ihm den Weg zurück in die Heimat und in den preußischen Staatsdienst zu ebnen. Dort aber mußte er vor seiner Anstellung in der Heide bei der Regierung in Marienwerder noch eine Prüfung ablegen, die soweit auch ganz gut abliefe, bis man zu den Paragraphen kam, und mit dem papiernen Kram stand Freund Ehrenreich auf dem Kriegsfuße. Es handelte sich um die Frage des Widerstandes gegen die Staatsgewalt, eine für Forstbedienstete sehr wichtige Frage. Ehrenreich druckste herum, der Prüfer wollte ihm auf die Sprünge helfen und sagte: „Ja, wie verhalten Sie sich denn nun, wenn Sie auf Widerstand stoßen?“ Da nahm der Prüfling die Hacken zusammen und allen Mut dazu und antwortete: „Wo ein Ehrenreich steht, da gibt es keinen Widerstand, Herr Forst-rat!“ Er bestand die Prüfung und wurde eine Zierde seines Standes.

Solche Menschen waren es, die die neue Ordnung durchsetzten. Noch zu meiner Zeit nahmen die Leute die Dinge nicht so furchtbar genau. Holz „besorgte“ sich zwar niemand mehr, jeder hatte genug Geld, um es zu kaufen; aber mit dem Vieh auf verbotenen Pfaden zu wandeln, das heißt im Walde verbotenerweise zu hüten, das war ein Kavaliersdelikt. Es ging da die schöne Geschichte von der Schulrevision im entlegenen Wald-dorf durch den Herrn Kreisschulrat. Es war wintertags, die Weihnachtsgeschichte wurde durchgenommen: „Und es waren Hirten in derselben Gegend auf dem Felde bei ihrer Herde, und der Engel des Herrn trat zu ihnen, und sie fürchteten sich sehr.“ „Na, mein Jungchen“, fragte der Herr Schulrat so einen kleinen Strolch, „was meinst du denn, wovor fürchteten sich denn die Hirten?“ Nach kurzem Überlegen folgte die klare Antwort „Weil sie im Fiskalischen gehütet hatten!“

Eines Tages mußte ich einem mir sehr gut bekannten und geschätzten Bauern sagen, daß ich am Vortage wieder einmal sein Vieh im Wald getroffen hätte, gehütet von seinen Jungens, die sich dazu auch noch das obligate Feuerchen gemacht hatten. Ich hatte die Bagage nur bekommen, weil meine vier Pferde-beine denn doch schneller gewesen waren als die Kühe, trotz Schwänzen in die Höh' und Kuhgalopp! Ich sagte dem tüchtigen Vater, der ein möglichst unbeteiligtes Gesicht machte: „Ja, mein Lieber, hauen Sie Ihren Jungens das Jackstück voll, treffe ich Ihr Vieh nochmal, dann gibt es unweigerlich eine Anzeige, merken Sie sich das!“ Die Antwort war klassisch: „I, wo werd ich, Herr Forstmeister, meine Jungens hauen! Sind se groß, haun se mir!“ Da ist man dann geschlagen!

Mein Nachbar Borcke hatte zu der großzügigen Auslegung des Eigentumsbegriffes seine eigenen Ansichten, die dem bei uns vertretenen Grundsatz des Lebens und Lebenslassens entsprachen. „Wissen Sie“, pflegte er zu sagen, „das meiste müssen sie mir ja schließlich doch lassen!“ Gewiß ein Grundsatz für Herren! In diese großzügige Betrachtung bezog er zu meiner Beruhigung auch meine Hirsche ein, wenn sie Nacht für Nacht in seinen Kartoffeln gewesen waren.

*

Jagdlich war das 18. und 19. Jahrhundert unvorstellbar schlecht. Man muß sich die Wildstände jener Zeiten ganz spärlich denken. Das lag einmal daran, daß die Wolfsschäden ruinös waren, so daß Schalenwild nicht hochkommen konnte. Zum anderen lag es an den Menschen. Julius v. Pannwitz gibt eine Zusammenstellung wieder, in der detailliert nach Wolfsruden, Fähen und Jungwölfen für die Jahre 1816 bis 1823 — also für acht Jahre — eine Wolfsstrecke von 1168 Stück für die Provinz Westpreußen nachgewiesen wird. Davon in dem Regierungsbezirk Marienwerder, also speziell bei uns, allein 967 Stück! 7694 Thaler wurden an Prämien gezahlt. Das sind für die Provinz 146 Wölfe jährlich. Es wird verständlich, daß sich unter solchen Umständen keine Wildstände bilden konnten. Und dann der Mensch! In einem Protokoll über eine amtliche Bereisung der Tucheler Heide wird für das Übernahmejahr 1772 folgende bezeichnende Bemerkung gemacht: „An Wildpreth ist in diesen weitläufigen Forsten nichts vorhanden, weil in vorherigen Zeiten jeder nach Belieben darinnen gejaget hat. Fortanhero ist denen Forstbedien-ten auf das Schärfste anbefohlen worden, dergleichen Unord-nung nicht mehr zu gestatten!“

Aber es hatte noch lange gedauert — beinahe ein Jahrhun-dert — bis sich die Wildstände wieder erholten, die zur Zeit des

Ordens und später unter den Brandenburger Kurfürsten im 16. und 17. Jahrhundert hohe Strecken geliefert hatten. Die Jahre von 1772 bis 1850 waren die Zeiten des totalen jagdlichen Ruins. Ich habe beim Blättern in Büchern (Friedrich Mager: Wildbahn und Jagd in Altpreußen, Verlag Neumann-Neudamm) eine Ver-fügung des Oberforstmeisters der königl. preuß. Regierung zu Gumbinnen gefunden, in der er unter dem 29. März 1803 fest-stellt und anordnet: „Es hat sich der Fall ereignet, daß bey Anwesenheit des Königs Majestät in Memel im verwichenen Sommer das für die Hofküche erforderliche Wildpreth nicht aus hiesiger Provinz hat geliefert werden können, sondern größtenteils aus dem Auslande hat gekauft werden müssen. Dies hat ein hohes General-Forst-Departement bewogen, am 17. Dezem-ber vorigen Jahres zu verordnen, daß die Wildbahn wieder in Aufnahme gebracht und durchaus kein Wild mehr ohne Oberforstmeisterliche oder Forstmeisterliche Assignation geschossen werden soll.“ Ich konnte dieses Zitat nicht unterschlagen, weil es drastischer als alles andere zeigt, wie es draußen aussah.

Der eigentliche Begründer des modernen Rominter Rotwild-bestandes, der königl. preuß. Oberförster Reiff, fand 1850 bei seinem Dienstantritt in der Rominter Heide einen Gesamtbe-stand von 36 Stück Rotwild vor! Reiff wurde von einem litauischen Wilderer erschossen. Die Mordwiese in Warnen, wo die Tat geschah, erinnerte an diesen bedeutenden Jäger. Ich konnte damals in meiner Referendarzeit auf der Mordwiese den Hirsch für meinen Forsteinrichtungschef aus Berlin bestätigen, der spä-ter mein Landforstmeister in Schneidemühl war. So verbinden sich Gegenwart und Vergangenheit immer wieder zu geschlos-senen Kreisen!

Das schlimmste Jahr in der Jagdgeschichte des preußischen Ostens aber war das Jahr 1848! Jeder, der ein Gewehr ergat-tern konnte, tobte sich in den Revieren aus. Die wenigen Forst-beamten konnten dem Treiben keinen Einhalt gebieten. Es wa-ren später Beamte vom Schläge des alten Ehrenreich, die durch ihre stille Pflichterfüllung Ordnung schufen.

Rotwild gab es damals praktisch bei uns gar nicht mehr. Sein früheres Vorkommen, zusammen mit anderem Urwild, bezeug-ten allein die Jagdrechnungen des Ordens und später der Kur-fürsten und gelegentliche Geweih- und Knochenfunde von Hirsch, Wisent, Ur und Elch, die bei Meliorationsarbeiten in den Brü-chern und Mooren zum Vorschein kamen. Pannwitz spricht in seiner Geschichte der Forstlichen Verhältnisse Westpreußens 1829 von einem Stand von 10 bis 12 Stück Rotwild mit zwei starken Kronenhirschen, die bei Osche und Wigodda in der Tu-cheler Heide standen und trotz Schonung sich nicht vermehrten. An der Grenze zur Mark Brandenburg und Pommern wechselte gelegentlich einmal Rotwild ein, verschwand aber immer wie-der, wurde von den Wölfen gerissen oder wurde gewildert. Es muß schon eine traurige Zeit für einen Jäger gewesen sein, in der „1821 fast einen ganzen Tag im Oktober mit 100 Treibern und zwanzig Schützen getrieben und doch nur ein einziger Hase erlegt wurde!“. Für die 10 000 Hektar große Oberförsterei Zan-derbrück, aus der Pflastermühl hervorging, ist mir für die Zeit um 1860 aus alten Akten eine Jahresstrecke von 5 bis 6 Rehen, 10 bis 15 Hasen, ein paar Birk- und Auerhähnen und einigen wenigen, offenbar immer nur sehr gelegentlich auftretenden Sauen in Erinnerung.

Bei uns wanderte das Rotwild erst zwischen 1880 und 1890, von Westen aus Pommern und der Neumark kommend, wieder ein, um in der Schlochauer Heide dann jenen hervorragenden Stamm zu bilden, den zu hegen und zu bejagen ich das unermeßliche Glück hatte. Zuerst waren es wohl einzelne starke Hirsche, wie das meist so ist, später Hirschrudel und Mutterwild. Ich weiß nicht mehr genau, wann wieder der erste Hirsch in Pflastermühl geschossen wurde, es ist um 1890 herum gewesen. Ich weiß auch nicht mehr, wer zu Anfang gute Hirsche geschossen hat und wie gut oder schlecht sie waren. Mein Vorgänger Frohning hat um das Jahr 1934 herum in einer forstlichen oder jagdlichen Zeit-schrift eine Arbeit veröffentlicht, die die Wiederbesiedlung der Heide mit Rotwild behandelte. Sie ist trotz der Mithilfe des Instituts für Jagdkunde in Hann. Münden nicht mehr aufzufin-den. Das ist sehr schade. Um so dankbarer bin ich, daß meine verehrte Freundin, Frau Helene v. Borcke-Pagdanzig, mir dar-über aus der alten Goltzschen Zeit noch etwas erzählen konnte.

Mein Nachbar auf breiter Front im Süden, Joachim v. Borcke-Pagdanzig, hatte den Besitz nach dem ersten Weltkriege von seinem Großvater Goltz, eben dem „alten Baron“, geerbt. Aus der gemeinsamen Geschichte von Pagdanzig und Pflastermühl hatten sich besondere freundschaftliche Beziehungen zwischen den beiden Häusern ergeben. In Pagdanzig gab es ein dickes Photoalbum — wie das damals so war — in dem neben der engsten Familie alle Pflastermühler Revierverwalter von 1875 an mit ihren Frauen verewigt waren. Mit dem Pagdanziger Hause — es waren nur 4 Kilometer dorthin — hat uns vieles verbunden, Fröhliches und Heiteres, Ernstes und Trauriges. Mein Nachbar Borcke ist verwundet in den letzten Kriegstagen im vor-

pommersch-mecklenburgischen Raum verschollen. Er verließ den Lazarettzug in der Gegend Neubrandenburg, vermutlich, um nach seiner jüngsten Tochter Bianca zu sehen, die damals in Heiligen-grabe im Stiftsinternat war. Niemand hat je wieder etwas von ihm gehört.

Aber davor lagen viele Jahre gemeinsamen Feiern großer Feste und kleiner Feste und zwangloser Stippvisiten. Bei den großen Festen konnte, wer etwas früh ins Pagdanziger Haus kam, den Hausherrn im Frack mit einer glühenden Herdschau-fel durch das Haus schreiten — nicht etwa gehen — sehen, auf der Ambra verdampfte, das „Parfüm der Könige!“ Er war als Lichterfelder Kadett Page bei Hofe gewesen und behauptete immer strahlend, jetzt rieche es bei ihm, „wie bei Kaisers in Berlin!“

Wir hatten aber auch gemeinsame sorgenvolle Stunden, als in den Krisen Jahren zwischen 1930 und 1934 die Preise die land-wirtschaftlichen Gesteungskosten gerade zu 50 Prozent deckten, und Joachim v. Borcke mir vor Galgenhumor strahlend den jeweils neuesten „Kuckuck“ zeigte. 1934 waren wir gemeinsam im Pagdanziger Hause für einige Stunden von der Gestapo verhaftet gewesen, einschließlich unserer Frauen. Während unten in den Kellern die Wände nach den vermuteten Waffen vergeblich abgeklopft wurden, tranken wir oben das Beste, was der Weinkeller hergab, nach dem Motto: „Man kann nie wissen!“ Den Spaß gestatte man uns wenigstens.

Gemeinsam jagten wir bei den winterlichen Wildjagden in Pflastermühl ebenso wie in Pagdanzig. Die Feistzeit brachte die „Lagebesprechungen“ um die Hirsche, befeuchtet mit unermeßlichen Erdbeerbowlen. Unsere Hirsche waren oft dieselben. In der Feiste standen sie in der Nähe der Feldränder, in der Brunft bei mir weiter drin in der Heide. Im September gab es dann die zur Tradition gewordenen Hüttenachmittage bei Kaffee und Kuchen und abends die Fest- und Galavorstellungen auf der Familienkanzel am Jagen 107 — mehr als 6 Personen gingen bequem auf die Kanzel. Der überwältigende Betrieb der Hoch-brunft begeisterte selbst die verwöhnten Pagdanziger immer wieder.

Der erste Hirsch in Pagdanzig wurde 1894 geschossen, ein geringer Achter. Schon 1893 hatte sich zum erstenmal Rotwild dort eingestellt. Das Jahr 1894 hatte es überhaupt in sich gehabt: Zum erstenmal kamen die Kormorane und bauten Horste auf der großen Insel im Ziethener See. Man kam aber sehr schnell dahinter, welchen ungeheuren Schaden sie an den Fischbeständen machten. In der Aufzuchtzeit brauchte ein Horst 3 Kilo-gramm täglich, also rund 400 oder 500 Gramm je Vogel, das sind bei einem Bestand von 800 Alt- und Jungvögeln täglich um die 8 Zentner Fisch. Die Schönthaler Fischer wollten da natürlich vom alten Baron Pachtermäßigung haben. Er entschloß sich 1897 zu einem sehr starken Abschub der Jungkormorane. Das nahmen die Alten übel und verlegten ihre Horste in den Buchenbestand in der Nähe der Eisenhammer-Pflastermühler Grenze, oberhalb des Dolgen-Sees. Dort entwickelte sich die Kolonie zusammen mit Reiher und Dohlen so, wie ich sie noch gekannt habe, und wie sie auch heute noch bei den Polen besteht. Ich las jüngst in einer Pressenotiz den Auszug aus einer polnischen Zeitung. Die Polen haben in Pagdanzig 22 Hektar zu einem Naturschutz-reservat gemacht. 1000 Kormorane und 200 Fischreiher wurden als Besatz genannt. Das kann sich nur auf den Sommerstand einschließlich der Jungvögel beziehen, der dann etwa die gleiche Stärke hätte wie zu unseren Zeiten, eher etwas mehr. Denn als der Besatz Ende der zwanziger Jahre 600 bis 800 Alt- und Jungvögel erreicht hatte, war dies in Preußen angesichts der ungeheuren Fischschäden als nicht mehr erträglich erachtet worden. 1932 wurde die Kolonie unter Naturschutz gestellt, aber Pagdanzig bekam dafür die Verpflichtung, den Besatz auf 200 Altvögel zu halten. Das bedeutete, daß jährlich 200 bis 300 Jung-kormorane abgeschossen werden mußten.

Dieser Abschub war kein Vergnügen. Ich mußte trotzdem jährlich an ihm teilnehmen. Er war eine reine Schießveranstal-tung, und immer hatte man deshalb ein schlechtes Gewissen. Die Horste standen in den uralten um 200jährigen Buchen I. Er-tragsklasse, die weit über 40 Meter hoch waren. Unter ihnen wucherte eine unglaublich üppige, fast tropische Flora, die durch die Kalkdüngung aus den Horsten und die herabfallenden Fische immer wieder neu aufgepulvert wurde. Es stank unglaub-lich nach faulendem Fisch, und die Vögel machten einen Spek-takel, daß man kaum sein eigenes Wort verstand. Zwischen dem Rufen der Kormorane, Reiher und Dohlen hörte man die Schüsse. Man mußte freihändig durch die engen Lücken im Kronendach schießen und zwar mit der Kugel kleinen Kalibers. Es war ein Riesentrübel, und wir waren froh, wenn die „Hinrichtung“ voll-zogen war. Die Kalte Ente hinterher war zweifellos der ganzen Sache besserer Teil!

Aus den früheren Jahren hing im Pagdanziger Hause ein sehr starkes Geweih. Ich vermag die Daten nicht mehr mit Sicherheit

anzugeben, aber ich erinnere mich, zusammen mit meinem Nachbarn, dem Forstmeister v. Freier, 199 alte Nadlerpunkte herausgemessen zu haben. Nach heutigem Brauch sind das gut und gerne 210 Internationale, eher mehr. Dabei war der Hirsch noch keineswegs alt, sicher nicht älter als 9 bis 10 Jahre, nach dem allgemeinen Eindruck. Der Unterkiefer war verlorengegan-gen. Zwei oder drei Jahre später wären es 220 oder mehr Punkte gewesen! Leider hing das Geweih viel zu hoch über den breiten Bücherregalen im Pagdanziger Herrenzimmer. Die unglaubliche Stärke kam erst richtig heraus, wenn man das Geweih mit Hän-den greifen konnte. Der kapitale ungerade 22-Ender hatte eine traurige Geschichte, wie so mancher starke Hirsch.

Es war Herbst 1913. Auf dem „Reiherberg“ wurden in großer Kolonne Kartoffeln ausgemacht. Von dort hatte man einen weiten Blick über den Groß Ziethener See, der sich fast 20 Kilo-meter nach Süden erstreckte. Auf dem Felde stand als Aufsicht bei den Leuten der Hofmeister Blank. Ich habe ihn noch gut gekannt, und sein Sohn Hermann war zu meiner Zeit Pagdan-ziger Gutsförster. Als der alte Blank wieder einmal über den See hinsah, der im Sonnenglast eines späten Septembertages vor ihm lag, fiel ihm auf rund 400 Meter etwas Dunkles, Sperriges auf, das im Wasser hin- und herschaukelte. Er hielt es zunächst für nichts Besonderes, für einen Ast, der vom Ufer abgetrieben war. Dann aber kam es ihm doch seltsam vor, denn der Ast be-wegte sich, hatte also Leben. Es wurde ihm klar, es war ein Geweih, also ein rinnender Hirsch im See, und zwar ein starker Hirsch, der aber offenbar nicht mehr recht vorwärts konnte. Der alte Blank schickte zum Baron und gleichzeitig zu den Fischern, die in Schönthal am See wohnten. Es ging alles ziem-lich schnell. Der todkranke Hirsch bekam einen Fangschuß, wurde ans Ufer gezogen und auf den Hof gebracht. Als man ihn aus der Decke schlug, fand sich die erste, breitgeschlagene Kugel, die sich Baron v. d. Goltz aufhob. Das Wildpret ging ans Kran-kenhaus nach Schlochau. Das Geweih wurde fertiggemacht und in einer Kammer weggelegt. Dort lag es, bis der Enkel Borcke es wieder hervorholte und in seinem Zimmer aufhing.

Die Geschichte hatte noch ein Nachspiel gehabt. Kurz bevor der Hirsch gesichtet worden war, hatte der Oberpräsident aus Marienwerder in Pflastermühl auf einen Brunfthirsch gejagt. Er war auch zu Schuß gekommen, aber die Nachsuche blieb erfolg-los. Man hatte keinen Schweiß gefunden, trotz sorgfältigen Ab-fährten, so daß man schließlich einen Fehlschuß annahm. Als nun in Pagdanzig der Kapitalhirsch den Fangschuß erhalten hatte, unterrichteten Nachbarn den hohen Herrn in Marienwerder, daß sein Hirsch gefunden worden wäre. Es war nur verständlich, daß der OP beglückt an den Pagdanziger schrieb und um das Geweih bat. Der aber fragte erst einmal kühl zurück, mit welcher Patrone denn auf den Hirsch geschossen worden wäre. Und siehe, das moderne Geschoß war nicht identisch mit dem altmodischen Blei-klumpen, den der Baron Goltz in seinem Schreibtisch aufgehoben hatte. Lange Zeit später wurde bekannt — den alten Blank hatte es nicht ruhen lassen —, daß ein Gastwirt aus Stegers, einem Dorf, das sowohl an Pagdanzig als auch an den Staatsforst grenzte, zahlende Gäste auf seiner Pachtjagd gehabt hatte. Einer der Jäger hatte gestanden, auf einen starken Hirsch geschossen zu haben; er wäre auch nachgegangen, hätte aber nichts finden können. Er war zweifellos der Schütze des Pagdanziger Kapital-hirsches gewesen.

Die Stegerssche Grenze — bei mir waren es Gott sei Dank nur ein paar hundert Meter — war übrigens noch zu meinen Zeiten etwas „eitrig“. Aber mit dem Reichsjagdgesetz hörte dann das „Ausbluten“ guter Reviere an solchen Dauergeschwüren auf, im großen und ganzen jedenfalls.

Nachdem der Aderlaß des ersten Weltkrieges ausgeheilt war, waren starke Hirsche bei uns nichts Seltenes mehr. Den ersten nach dem Kriege erbeutete mein übernächster Nachbar nach Osten, Werner v. Freier-Schulzenwalde-Eisenbrück — ich glaube, es war 1928 oder 1929 — einen Vierzehner von 14 oder 14½ Pfund Geweihgewicht. Aber das war und blieb zunächst die Ausnahme. Den ersten 16-Pfund-Hirsch, einen geraden Vier-zehner mit gewaltigen Kronen, schloß mein übernächster Nachbar nach Westen, Erdmann-Hammerstein, in der Feiste 1933. Hammerstein war ein ausgesprochenes Feisthirschrevier. Weit über 250 Hektar Wiesen, im Revier verteilt, boten eine reiche Äsung, denn sie wurden von der Verwaltung gut gepflegt und gedüngt und in Ordnung gehalten. Im Wechsel mit den Wiesen lagen äsungsreiche Bruchbestände aus Kiefern, Erlen, Buchen und Eiben. Siebenhundert- und achthundertjährige Eiben — taxus baccata — standen dort als Naturdenkmäler auf annähernd 100 Hektar, ein selbst für unsere Landschaft seltsam urtümliches Bild. Aus der Försterei Georgenhütte des Forstamtes Hammerstein stammte der Riesenstubben einer Eibe, die nach Rekon-struktion einen Stammdurchmesser von 95 Zentimeter gehabt haben muß. Zwischen 1000 und 2000 Jahren muß das Alter dieses Baumes gelegen haben.

In Pagdanzig schoß mein Nachbar Borcke im Jahr 1936 zwei gute Hirsche, darunter einen hochjagdbaren ungeraden Achtzehnder. Er hatte, glaube ich, um 15½ Pfund Geweihgewicht. Er stand seit Jahren in der Feiste in Pagdanzig, zur Brunft zog er in die Heide. Merkwürdigerweise haben wir bei diesem Hirsch nie gewußt, wohin er eigentlich zur Brunft verschwand. Er hat sicherlich auch bei mir gestanden, vermutlich in den Jagden um die wilde „Auerhahnmosse“ herum. Dort haben wir ihn jedenfalls gelegentlich gesehen. Er muß aber einen starken Wandertrieb gehabt haben, denn er hat offenbar auch bei meinem Bäreicher Nachbarn gebrunftet, sonst hätten wir ihn bei uns klarer bestätigen müssen. Es war für mich immer ein besonderer Reiz, unter Verhältnissen jagen zu können, die den Hirschen noch das „Untertauchen“ ins Ungewisse und Unsichtbare gestatteten. Dieses Untertauchen wurde auch dadurch begünstigt, daß Barge in diesen Randbezirken seiner riesigen Doppelförsterei von 1600 Hektar während der Brunft nicht genügend herumkam. Man kann schließlich nicht überall sein, so blieb die Kontrolle immer unvollständig. Zu wenig Menschen für viel zu viele Hirsche! Welch gesegnetes Verhältnis!

In der Feiste 1936 hatte Borcke zunächst den guten Abschlußhirsch geschossen. Als ich ihn mir ansah, erzählte mir der Pagdanziger, daß der Achtzehnder wieder da sei; er hielt ihn für reif und wollte sehen, ob er ihn bekommen könnte. Der Hirsch stand mit vier anderen Jagdbaren, von denen sicherlich keiner wesentlich unter 14 Pfund hatte, zusammen im Rudel in den großen Pagdanziger Dickungen um das „Alte Land“ herum. Dies war eine Ackerfläche von etwa 3 Hektar, die mitten im Pagdanziger Walde lag und eigentlich nur als besserer Wildacker betrachtet wurde. Es wurde zwar gesät und geerntet, aber hier wollte Joachim v. Borcke nicht recht haben: Hier lieben sie ihm „nicht das meiste“! Der Boden war sehr leicht dort, Geld war darauf sowieso nicht zu verdienen, da war es besser, das Wild sich austoben zu lassen! Es blieb dann wenigstens bis zu einem gewissen Grade von den wertvollen Schlägen draußen weg.

Eines Morgens, Mitte August, war es dann soweit, daß der Pagdanziger die Hirsche in einem kleinen Bruch mit ein paar Wiesenecken vor sich hatte. Er besah sie sich noch einmal ganz genau. Der Achtzehnder war sehr gut und in unmittelbarer Nachbarschaft dessen, was man mit gutem Gewissen kapital nennen durfte, auch bei uns! Die Hirsche traten hin und her, es wurde ihnen zu hell, sie drängten zum Einziehen. In die etwas unruhig gewordene Situation hinein fiel der Schuß. Der Hirsch zeichnete die Kugel gut mit einer hohen Flucht und war schnell in dem engen Gelände mit den anderen Hirschen verschwunden. Borcke schoß eine sehr saubere Kugel und hatte allen Grund, anzunehmen, daß er nicht lange und nicht weit vom Anschuß würde zu suchen haben. Er wartete die gebotene Zeit, dann ging er „mal sehen“. Wohl fand er am Anschuß Schnitthaar und auch etwas Schweiß, aber vom Hirsch keine Spur.

Mit etwas saurem Gefühl ging er zum Wagen und fuhr nach Hause. Frühstück, Benachrichtigung des Gutsförsters Hermann Blank — des Sohnes vom alten Hofmeister Blank — und dann begannen die beiden mit einem rauhaarigen Gebrauchshund die Nachsuche. Dieser nahm die Fährte gut auf, er arbeitete ein paar hundert Meter, dann hörte jeder Schweiß auf, und der Hund kam nicht mehr vorwärts. Borcke tat bei dem Faseln des Hundes das einzig Richtige: Er befahl Abbruch der Nachsuche. Wieder zu Hause, rief er bei mir an. Ich war leider nicht da, aber meine Frau besorgte die Verbindung zum Revierförster Barge, dem Kaltfließer. Ich werde von diesem hervorragenden Jäger und Menschen noch zu erzählen haben, hier will ich die Schilderung aber nicht unterbrechen.

Barge nahm seine Freya-Fortbrück, eine Hannoveraner Hündin, und fuhr mit dem Rade an die Pagdanziger Grenze, wo er Herrn v. Borcke und Hermann Blank traf. Freya war im Laufe der Jahre ein erfahrener Schweißhund geworden, der schon viele große Suchen geliefert hatte. Wir hatten alles Zutrauen zu ihr. Wenn der Hirsch überhaupt zu haben sein würde, so würde Freya es schaffen.

Kurz vor dem Mittagessen waren sie am Anschuß. Es waren inzwischen sechs Stunden vergangen, und ein brennend heißer, trockener Sommertag war heraufgezogen. Die Hündin verwies sofort. Barge fand neben kurzem Haar und wenig ausdrucksvollem Schweiß etwas kleine Deckenfetzen, woraus er auf Brustkern schloß. Der Schuß saß also zu kurz. Das stimmte auch mit der hohen Flucht zusammen, die der Hirsch gemacht hatte. Jeder Kundige weiß, daß dies eine schwierige, lange Nachsuche werden müßte. Borcke und sein Beamter stellten sich auf zwei guten Wechsellern vor, die in die Heide zu mir in den Staatsforst führten. Nach der Uhr gab Barge dem Hund den Riemen, und die Arbeit begann. Anfangs arbeitete Freya wenig zügig wie immer, wenn schon andere Hunde vor ihr auf der Fährte gewesen waren. Nach ein paar hundert Metern aber ging sie flotter vorwärts; Freya hatte sich an der Fährte festgesogen. Hier war auch der erste Hund abgetragen und die Suche abgebrochen worden.

So ging es eine ganze Weile. Die Mittagssonne ließ Barge das Hemd am Körper kleben. Jeder, der einmal solche lange Nachsuche mitgemacht hat, weiß, wie die Luft in stickigen Kiefern Dickungen kochen kann. Nach langer Riemenarbeit kam Barge an ein Wundbett, das noch warm war. Der Hirsch war offenbar gerade aufgestanden. Die Hündin wurde lebhaft, legte sich straff in den Riemen, drehte sich aber bald um und sah ihren Führer an: „Schnall mich, es ist soweit!“ Natürlich tat Barge ihr den Gefallen — er kannte sie ja von hundert Nachsuchen —, hetzte sie an, und ab ging die Reise. Anfangs hörte Barge noch den Hetzlaut, der sich dann aber verlor. So schnell er konnte, folgte er der Fluchtrichtung, blieb hin und wieder stehen, um nach dem Hundelaut zu lauschen, hörte aber nichts mehr. Anfangs schien es, als ob der Hirsch die Richtung zum Staatswald genommen hätte. Dort waren die großen Dickungskomplexe aus dem letzten Spannerfraß, und es war wohl möglich, daß die Hündin den Hirsch dort stellte, ohne das man hier etwas hörte. Aber eigentlich hätte die Hatz dann doch einem der beiden Pagdanziger kommen müssen. Nun, auf jeden Fall ging Barge erst einmal in Richtung der Staatswaldgrenze.

In der Ferne hörte er auf der Stegerschen Straße einen Ackerwagen knarren und klappern, er wartete, bis er heran war, und fragte den Bauern, ob er nicht den roten Hund gesehen hätte. „Ja“, sagte der, „Herr Förster, als ich noch oben am Felde war, da kam ein großer Hirsch und hinterher ein Hund. Sie liefen in Richtung auf den Ziehhener See zu. Aber dann habe ich nichts mehr gesehen.“

Bis zu der beschriebenen Stelle waren es wohl an die zwei Kilometer. Als Barge dort ankam, fand er wirklich beim Abfährten die Eingriffe des Hirsches. Auf dem Felde war die Fährte leicht zu halten, sie ging durch große Kartoffelschläge, aber in dem anschließenden Bestand war Barges Kunst zu Ende. Jetzt fragte er sich, wohin der Hirsch eigentlich wollte, denn 500 Meter vor ihm lag der Ziehhener See, der sich fast 20 Kilometer in Richtung Schlochau zu erstreckte. Sollte der Hirsch den See angenommen haben, der hier 800 Meter breit war? Die Richtung hatte er jedenfalls gehabt.

Barges ging also zunächst einmal am Vorwerk Kopriewe vorbei zum See und hatte gerade das Ufer nach Eingriffen abgesehen, als ihm am Schilfrande eine Bewegung auffiel. Es war seine Hündin, die dort pudelnaß und völlig erschöpft lag. Sie konnte sich kaum auf den Läufen halten, als sie wedelnd vor Freude ihrem Herrn entgegenkam. Auf Barges Frage: „Ja, wo hast du denn den Hirsch?“ drehte die Hündin den Kopf zum See, als ob sie sagen wollte: „Seh nur hin, im See, da ist er!“ Barge nahm das Glas und suchte die weite Wasserfläche ab. Da, kurz vor dem gegenüberliegenden Ufer entdeckte er das Geweih des rinnenden Hirsches. Die Hündin hatte den Hirsch offenbar im Wasser bis zur Erschöpfung verfolgt und war dann umgekehrt, als sie nicht mehr konnte. Jetzt brauchte Barge Hilfe, aber wo waren Herr v. Borcke und sein Förster? Schließlich war es kilometerweit, wo er sie zurückgelassen hatte! Barge gab einen Schuß ab und nach einer Weile einen zweiten. Dann wartete er. Der Hündin tat die Ruhe gut, sie erholte sich sichtlich und gewann neue Kraft. Plötzlich hörte Barge fernes Rufen, es war Blank, der auf die Schüsse hin mit seinem Motorrad angeknattert kam. Barge schickte ihn zu seinem Chef, der inzwischen zu Hause angekommen war, um seinen Durst zu löschen. Es dauerte nicht lange, bis beide mit dem Wagen wieder zur Stelle waren. Nach kurzer Lagebesprechung beschlossen sie, den See zu umfahren, um am anderen Ufer den Hund vorhin suchen zu lassen und dann die Arbeit erneut aufzunehmen. Da das jenseitige Ufer aber zu einem anderen Gute gehörte, mußten sie zunächst einmal zu dem benachbarten Besitzer fahren und ihn verständigen.

Auf dem Hofe in Zawadda kam ihnen schon der sehr passionierte Herr Loss entgegen, die Büchse in der Hand, die Taschen voll Patronen. Seine Leute hätten ihm von einem starken Hirsch am Seeufer berichtet. Den wolle er sich ansehen und möglichst schießen, wenn es lohne. Borcke mußte ihn nun enttäuschen und erzählte ihm die ganze Geschichte. Dann fuhren sie alle gemeinsam zum Seeufer hinunter.

Barge ließ also den Hund vorhin suchen. Es dauerte nicht lange, da fiel er die Fährte an, die aus dem See in einen schmalen Fichtengürtel führte. Schnell wurde der kleine Bestand umstellt und Barge gab der Hündin den Riemen. Als er kaum 100 Meter weit gekommen war, polterte es grob vor ihm: Der Hirsch kam zurück und nahm wieder den See an. Barge versuchte, auf den Flüchtigen zu schießen, wurde aber in dem dichten Zeug nicht fertig. Dabei geschah es dann, der Riemen glitt ihm aus der Hand und die Hündin stürzte dem Hirsch mit schlepem Riemen nach, hinein in den See. Barge wurde es eiskalt bei dem Gedanken, daß der Hund im Schilfgürtel mit der Halsung hängenbleiben oder daß der lange Riemen im See irgendwo festhaken könnte. Wenn ein schlepender Riemen schon auf dem trockenen Lande etwas sehr Häßliches ist, im Wasser bedeutet er für den Hund unfehlbares Ertrinken, wenn er hän-

genbleibt. Barge versuchte, den Hund abzurufen und — tatsächlich — dank des guten Appells drehte die Hündin ab und kam aufs Ufer zurück, während der Hirsch in den See hinausrannte, diesmal in Richtung auf die einzige dort angrenzende Gemeindejagd.

Borcke sah seinen Hirsch verloren! Voller Verzweiflung versuchte er, durch Schüsse den Hirsch aus seiner Richtung zu bringen, wobei er mit der letzten Patrone eine Geweihstange traf. Das fast Unglaubliche geschah, der Hirsch drehte, benommen von dem Schlag, um und nahm wieder das Ufer an. Schnell lief Barge vor. Als der Hirsch aus dem Schilfgürtel trat, erhielt er den Fangschuß aufs Blatt, die ihn im Feuer zusammenbrechen ließ.

Erschöpft standen sie vor dem Kapitalhirsch. Die erste Kugel saß, wie gedacht, im Brustkern, ohne schwere Verletzungen. Barge überreichte Herrn v. Borcke den Bruch, die brave Freya bekam den ihren an die Halsung. Als ich gegen Abend nach Hause kam, war bereits die Nachricht aus Pagdanzig telefonisch durchgekommen. Meine Frau und ich fuhren zum Abendbrot hinüber, und dann haben wir eine wunderbare Sommernacht lang auf der Treppe zum Park den Hirsch totgetrunken, gewaltig „preisend mit viel schönen Reden“!

Diese Arbeit der unvergeßlichen Freya-Fortbrück war ihre letzte. Kurze Zeit darauf machte Barge eine Nachsuche ganz im Norden des Forstamtes auf eine auf dem Felde krankgeschossene Sau. Nach langer Riemenarbeit und viele Kilometer langer Hetze erschöpft und überhitzt, legte sich die Hündin zum Abkühlen in ein Wasserloch. Dabei holte sie sich eine Lungenentzündung, die sie nicht überstand.

Seinen stärksten Hirsch aber schoß der Pagdanziger ein Jahr später, es war der „Elch“, ein Hirsch von etwas über 16 Pfund Geweihgewicht und 18 Enden. Er war noch eine Klasse stärker als der Hochjagdbare aus dem Jahre 1936. Auch der „Elch“ hatte seit Jahren zur Feiste in Pagdanzig gestanden. Die weiten Hafer- und Kartoffelschläge hatten ihn gebunden, aber ebenso war er seit Jahren zur Brunft fort gewesen. Doch von ihm wußte man, wo er gebrunftet hatte: in der Försterei Fortbrück, Forstamt Bäreneiche.

Nicht nur durch sehr viel weitere Entfernung waren die persönlichen Kontakte zwischen Pagdanzig und Bäreneiche sehr viel loser als nach Pflastermühl hin. Wir Pflastermühler waren ja Pagdanziger „Hintersassen“, wie wir das scherzeshalber nannten. Kein Wunder, daß dieser Hirsch von der Konkurrenz mit Sorgen durch die Jahre verfolgt worden war. Die Bäreneicher hatten Angst, daß ihm in der Feiste in Pagdanzig etwas passieren könnte, und der Pagdanziger zitterte vor der Brunft! Aber bei den Gepflogenheiten unserer Gegend, nach denen eine jagdliche Sünde gesellschaftlichen Makel bedeutet hätte, konnten beide im Grunde sicher sein, daß auch dieser Hirsch ausreifen würde. 1937 aber sollte es nun zum Schwur kommen. Borcke war jeden Morgen draußen, und am 9. August schoß er dem „Elch“ morgens um 8.30 Uhr in den Kiefern, die an die Kormoranbüchen grenzten, die Kugel aufs Blatt. Hinter den Kiefern kam bald die Pflastermühler Grenze und auf der anderen Seite draußen grenzte der große Haferschlag von 100 Morgen, in dem der Hirsch sich nachts noch den Pansen gefüllt hatte. So war unser Wild! Selbst in der Feiste konnte man mit einem Hirsch am helllichten Tage zusammengeraten. „Der Feisthirsch ist ein Nachtgespenst, das du nur ahnst, doch niemals kennst!“ Bei uns leitete sich die Gespenstigkeit ganz prosaisch allein von der Faulheit unserer Hirsche ab, gestört fühlten sie sich gar nicht, eben weil sie niemand störte!

Drei Tage lang wurde der „Elch“ in Pagdanzig begossen, ehe alle dagewesen waren, die sich den Kapitalhirsch ansehen wollten. Die Bäreneicher taten es mit etwas gemischten Gefühlen, denn dort hatte er für die Brunft auch „auf der Speisekarte“ gestanden!

Ich bin oft gefragt worden, woher die starken Geweihe in unserer letztlich doch ärmlichen, reinen Kiefernlandschaft kamen. Der Grund war ganz sicher nicht etwa allein die Feldäsung auf den Hafer- und Kartoffelschlägen der Güter. Die Grundlagen waren vielmehr die allgemeinen natürlichen Voraussetzungen unserer kontinentalen Landschaft. Wir lagen in dem Sander-Gebiet südlich der Pommerschen Endmoräne. Das sind Landschaften, die vor dem Schmelzrand des Inlandeises entstanden, wo die zu Trümmern geriebenen Kiese und Sande, vom Wasser fortgeführt, sich absetzten; zuerst die groben, später die feineren. In diese Sander-Ebenen sind teils schmalere, teils breitere Schmelzwassertäler eingeschnitten: das Hammerfließtal und das Rosenfließtal in Pflastermühl, in Bäreneiche das breite Brahetal. Hier lagen die großen, zusammenhängenden Wiesenflächen.

Südlich der Heide begann der nächste Moränenzug mit Lehmen und Geschieben. Dort lagen auf relativ guten Böden die Güter Pagdanzig und zehn Kilometer weiter Richenwalde und

Gotzkau, die meinem Freunde Jochen v. Münchow beziehungsweise seiner Mutter gehörten. Daran schlossen sich große, reiche Bauerndörfer, Ordensgründungen. Dazwischen gab es schöne, gesunde Mittelbetriebe von 500 und 800 Morgen Größe und mehr. Nördlich der Heide wurde der Boden immer kiesiger, je näher man dem alten Eisrand kam. Dort grenzte mein Nachbar Voll-Hammer mit seiner ausgesprochenen Kartoffelwirtschaft.

Das war unsere Landschaft zwischen den zwei Endmoränenzügen, und da das Ganze aus der jüngsten Vereisung stammte, waren die Böden noch nicht bis in den Untergrund entkalkt. Als ich in den Jahren 1934/35 eine standörtliche Aufnahme meines Reviers machte, fand ich in aller Regel in ein bis zwei Meter Tiefe Kiesbänder mit Resten von kohlenstoffreichem Kalk, der mit Salzsäure stark aufkochte. Mit dem Ernährungskreislauf der Flora kam dieser Kalk nach oben. Er wird eine natürliche Grundlage für unsere guten Geweihe gewesen sein. Die andere war zweifellos die Heidekrautäsung, die für das Rotwild das Beste ist was man im Winter bieten kann. Es nimmt ja nicht nur die grünen Triebe, sondern streift vor allem die Fruchtstände ab, mit denen es ein fettreiches „Krafftutter“ hat. Und schließlich hatte Pflastermühl, wie alle Forstämter der Heide, die großen Wiesenflächen, die dem Staat gehörten. Sie wurden von der Verwaltung sehr gut gepflegt, jährlich entwässert und gewalzt, jährlich mit Thomasmehl und Kali gedüngt. Die regelmäßigen hohen Thomasmehlgaben brachten laufende Phosphor- und Kalkzufuhr. Das Futter unserer Wiesen war sehr nährstoffreich. Man merkte es am eigenen Vieh. Meine Kühe gaben nicht nur viel Milch, sondern hatten auch hohe Fettprozentage. Dieses hochwertige Futter konnte ich meinen Hirschen auf rund 800 Morgen anbieten. In den anderen Forstämtern war es nicht anders, und das ist schon etwas!

Zu dem allem kam noch die Feldäsung hinzu, sofern das Wild auf die Gutsschläge zog, aber schließlich war die Heide so groß, daß aus dem Kern heraus — und Pflastermühl war Kernrevier — die Rudel täglich gar nicht bis zu den Feldern ziehen konnten. So war schon von Natur aus für die Geweihe unserer Hirsche und für die nicht weniger wichtige Entwicklung der Kälber eine hervorragende Ernährungsgrundlage gegeben. Dazu kam das harte, sonnenreiche und nebelarme Klima. Alles zusammen genommen erklärte meiner Meinung nach das ganze Geheimnis der „dicken Hirsche“ aus der reinen Kiefernheide! Denn sonst gab's wirklich, von ganz wenigen Eichen- und Buchenbestandsresten und armen, ausgedehnten Brüchern abgesehen, nur Kiefern, Kiefern, Kiefern, gelegentlich auf grundwassernahen Partien mit etwas Fichte gemischt.

Aber was für Kiefern! Kein älterer Bestand in Pflastermühl, der nicht mit angeflogener Naturverjüngung unterstellt war, teils 10 bis 15 Meter hohe Stangenhorste, teils dichte mannshohe Verjüngung, teils jung und noch im Heidekraut versteckt. Kaum irgendwo fanden sich weitere Durchblicke durch die Bestände. Es war für den Forstmann ein faszinierendes Bild, völlig abweichend von dem, was man sonst landläufig unter einem reinen Kiefernrevier sich vorstellt. Ich habe seit den ersten Tagen meines Pflastermühler Lebens an diese Erscheinung mein berufliches, praktisches und — wenn man so will — wissenschaftliches Interesse gehängt.

Es kam da noch sehr bald ein besonderer Anstoß hinzu, der dem Ganzen sein eigenes Gewicht gab. Es war eine alte Erfahrung, daß ein sogenannter „Oberland-Forstassessor“, der seine zwei oder drei Ministeriumsahre hinter sich hatte, sehr schnell „forstratsverdächtig“ wurde; das heißt, man sah sich mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit der Gefahr gegenüber, nach ein paar Forstamtsjahren befördert und an eine Regierung versetzt zu werden. In der Regel bestand ein weit verbreiteter Horror vor solchem Schicksal. Doch ehrgeizige Leute hat es zu allen Zeiten gegeben, auch damals natürlich, die nur darauf warteten, etwas zu werden. Nun, wir wollten auf keinen Fall „etwas werden“! Vielleicht sind wir Hinterwäldler gewesen, mag sein. Wir sind nicht viel gereist, wir „hatten nie Zeit dazu“, so meinten wir jedenfalls. Aber wir waren Herren unserer Zeit und Herren unseres Lebens; uns spuckte niemand in die Suppe, und so sollte es bleiben!

Ich hatte einen guten Bekannten, der sehr lange Jahre Forstmeister in Turoschneln in der Johannisburger Heide in Ostpreußen gewesen war, aber aus Gründen der Kindererziehung und anderen familiären Rücksichten ein sehr schönes Forstamt im Hannoverschen übernommen hatte. Als eines Tages dort der Inspekteur von der Regierung in Hannover den ältesten der Söhne des Hauses fragte: „Na, mein Junge, hier gefällt dir das doch sicher besser als dort oben in Ostpreußen?“, da erhielt er ohne Zögern in breitstem Ostpreußisch die Antwort: „Möchten wir noch in Turoschneln sein, möcht's besser sein!“

So dachten wir in Pflastermühl schon vorsorglich. Meine Frau und ich wollten unter gar keinen Umständen unser Leben zwischen hohen Häusern und auf Asphalt beschließen. Wir wollten nicht lernen mit den Wölfen zu heulen. Wir klebten mit

allen Fasern an unserem ländlichen Dasein und seinen Freiheiten.

Mich hat daher von meinen ersten Pflastermühler Tagen an die Sorge gedrückt: Was tust du, wenn sie dich eines Tages zum Forstrat, wie das damals hieß, machen wollen? Ich hatte noch während meiner Berliner Zeit von meinem Amtsvorgänger im Ministerium, bei dem ich den zweiten Hirsch meines Lebens schoß, gefragt: „Hänschen, was tust du, um in Rothemühl bleiben zu können?“ Das Forstamt Rothemühl lag bei Pasewalk, war forstlich sehr interessant, hatte eine sehr gute, große Landwirtschaft, war jagdlich gut und gesellschaftlich reizvoll durch die Nachbarschaft mit den großen Gütern und der Reitergarnison in Pasewalk. Hänschen Thielecke lispelte ein kleines bißchen und kokettierte gerne mit jenem gewissen Berliner Jargon: „Weiste, Liebecken, ich hab mir hier in Rothemühl den Darrbetrieb und die zentrale Saatgutbeschaffung für die östlichen Provinzen untern Nagel jerissen. Das kann so schnell keen anderer übernehmen. Du mußt irgendwat tun, was dich unentbehrlich macht. Die Leute müssen sagen, det kann nur der Beninde. Den Friedrich-Wilhelm an der Regierung, den kann ooch ein anderer unter die Akten hauen!“ Ein weiser Rat!

Ich habe mich seiner in Pflastermühl sehr bald erinnert, als ich im Laufe der ersten Jahre in die Geheimnisse der merkwürdigen Erscheinung zu dringen begann, die in der natürlichen Verjüngung der Kiefer lag. Eines Tages fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Das könnte es sein! Daraus mußt du das machen, was dich unentbehrlich macht, wenn 'mal einer auf die Idee kommen sollte, dich hier wegholen zu wollen. Ich schlug mich sieben Jahre lang mit den Problemen herum und beschaffte mir von meinen forstlichen Nachbarn alles, was an einschlägigen Aufzeichnungen und Wirtschaftsunterlagen in den verstaubten Aktenkammern zu finden war. Ich suchte nach alter Literatur und fand zum Beispiel in der Staatsbibliothek der Freien Stadt Danzig jenes bemerkenswerte Buch des Oberforstmeister v. Pannewitz „Die forstlichen Verhältnisse Westpreußens“, 1829, von dem ich schon erzählte.

Wenn die Brunft vorbei war, die frühen Nachmittage einfielen und die langen Winterabende kamen, dann schalteten wir vom sommerlichen auf den ganz anderen winterlichen Lebensrhythmus um. Nach den Schlittenfahrten, die uns anschließend ans Mittagessen bis zum Dämmern draußen gesehen hatten, tranken wir unseren Kaffee oder Tee am Kamin zum Aufwärmen. Das war eine heilige Stunde des Ausruhens, in der gestört zu werden ich übelnahm! Meist hatten wir ja irgendwelchen Gästebesuch im Hause, und bis zum Abendbrot wurde „in Familie gemacht“. Die Kinder wollten auch von den Eltern etwas haben und umgekehrt. Aber wenn das Abendbrot vorüber war, dann zog ich mich zurück. Ich schnitt mir drei Zigarren zurecht, stellte mir eine Flasche leichten, sauren Mosel auf den Schreibtisch und machte mich an die Arbeit. Während nebenan meine Frau allein oder mit unseren Gästen bei ihrer Handarbeit saß oder ein Buch las, vertiefte ich mich in die Beschreibung der alten Waldzustände, wie sie in unserer Heide vor 100 und 200 Jahren geherrscht hatten. Ich suchte und fand die Ursachen für das, was draußen im Walde zunächst so rätselhaft erschien. Sie öffneten mir die Augen für neue Einblicke in die forstlichen, waldbaulichen Zusammenhänge und Beziehungen, wie sie uns an den Hochschulen niemand zu sehen gelehrt hatte.

Der Taxator in Zanderbrück hatte 1860 die Waldzustände folgendermaßen beschrieben: „Der hervorstechende Charakter der Bestände ist ungleichaltrig. Alle haubaren Orte sind licht, mit Stangen gemischt, die teils in gleichmäßiger Durchstellung, teils in großen und kleinen Horsten mit unbestimmten Grenzen und in unregelmäßigen Streifen auftreten, bald einen allmählichen Übergang zum haubaren Bestand bilden, meist mit jungen verküppelten Anflughorsten wechseln, in denen wieder einzelne Stangen und haubare Stämme stehen. Die Kiefernbestände bilden ein buntes Gemisch, in dem nicht nur alle Altersklassen, sondern alle Jahrgänge vertreten sind.“

Ich fand, daß die wertvollsten Altkiefern, für die ich Furnierholzpreise bekam, aus Beständen hervorgegangen waren, die in der Jugend das tollste Durcheinander gebildet hatten. Es ergaben sich eine große Menge forstlicher Gesichtspunkte, die es lohnend machten, für eine solche Art der planmäßigen Wirtschaftsführung ein betriebliches System zu finden. Ich glaube, ich fand es.

Als ich 1937 mit einer 100 Schreibmaschinenseiten starken Denkschrift gerade fertig war, erschien der Ministerialdirektor aus dem Reichsforstamt Berlin, um mir mitzuteilen, daß ich zum 1. Juli nach Oppeln an die Regierung müßte! Da war er, der Paukenschlag, lange gefürchtet, immer ein bißchen ins Unterbewußte verschoben, aber nun urplötzlich, fürchterliche Aktualität! Der Personalchef und seine Begleitung wollten nur einen halben Tag bleiben, um sich den jungen Mann noch einmal persönlich anzusehen. Ich konnte erreichen, daß sie sich anhörten, was ich ihnen vorzutragen hatte. Damit war viel gewonnen. Ich entwickelte Ihnen alle meine Pflastermühler Pläne und war wohl

sehr beredsam, denn von schneller Abreise war nun keine Rede mehr. Wir fuhren in den Wald, und abends diskutierten wir meine forstlichen Vorstellungen und die Frage ihrer praktischen Bedeutung. Als Bettlektüre gab ich dem Ministerialdirektor meine Denkschrift mit. Am anderen Morgen klagte er beim Frühstück über die Kürze der Nacht, denn er hatte die 100 Seiten in einem Zuge heruntergelesen. Wir fuhren noch einmal in die Heide. Beim abschließenden Mittagessen und der Tasse Kaffee hinterher versuchte er erneut, meiner Frau Oppeln schmackhaft zu machen: „Denken Sie mal, gnädige Frau, Breslau vor der Tür mit seinen bekannt guten Theatern und Konzerten, Garnison, viel gesellschaftliches Leben, das Riesengebirge, Schilaulen, alles was Sie wollen, reizt Sie das nicht?“ Und da fabrizierte meine Frau jenes Bonmot, das später die Runde machte: „Meinem Mann können Sie ja leider befehlen, und er muß gehorchen, mich kriegen Sie aber hier nicht weg, mich muß der Nachfolger übernehmen!“

Da gab sich der Herr geschlagen: „Lieber Beninde, im Grunde genommen haben Sie ja völlig recht! Die Unterschriften in Oppeln kann auch ein anderer machen. Sie bleiben hier, und Pflastermühl machen wir zu einem offiziellen Versuchsbetrieb.“

Im Kriege gab's noch einen zweiten Angriff auf meine Freiheit: Ich saß sogar schon acht Tage auf dem Schreibtischsessel eines Landesforstamtes. Selbst meine guten Beziehungen nach Berlin hatten mich nicht retten können, es war ja Krieg! Da fiel mir mein Granatsplitter ein, der vom Polenfeldzug her über meiner linken Kniekehle saß. Er gab die Erklärung für „unerträgliche Schmerzen“, die sich bei sitzender Lebensweise einstellten. Ich konnte ein zweitesmal meinen Kopf aus der Schlinge ziehen. Da hatte ich es aber satt und machte Nägel mit Köpfen. Ich hatte ja meine Beziehungen nach Eberswalde zu der Forstlichen Hochschule. So erging aus Berlin ein Erlaß, der festlegte, daß ich nach Beendigung des Krieges als Abteilungsleiter in die Preußische Versuchsanstalt für Waldwirtschaft in Eberswalde zu versetzen sei, und zwar mit dem dienstlichen Wohnsitz in Pflastermühl. Nun, das Ende sollte anders aussehen: Wir fanden uns als vertriebene Ostelbier weit drüben im Westen wieder!

Immer wenn jetzt, 25 Jahre später, das Weihnachtsfest naht, sitzen meine Frau und ich an unseren Schreibtischen und schreiben Briefe und Karten an unsere Pflastermühler, an Waldarbeiter und Holzfuhrleute, an alte Bauern und unsere Hausmädchen, die — längst verheiratet — anfangen, Großmütter zu werden, und natürlich an die Beamten und Angestellten des Forstamtes, soweit sie noch leben. Es vergeht kein Sommer, in dem nicht dieser oder jener Wagen bei mir, zehn Kilometer oberhalb Koblenz, Halt macht, um Besuch aus der alten Heimat zu bringen. Welche Freude zu sehen, wenn die alten Freunde hier in der Fremde vorangekommen sind und wieder festen Fuß gefaßt haben! Bis hinunter in die Alpen sind sie verstreut. Welch ein beglückendes Gefühl zu erleben, daß so lange Zeit nach unserer Trennung die alten Bindungen noch halten!

Ich sehe noch vor mir, die Dynastie Schulz in Kaltfließ. Sie besaßen dort mitten im Fiskalischen Haus und Hof, Acker und Wiesen. Der alte Reinhold Schulz war jahrzehntelang Haumeister gewesen, über 90 Jahre wurde er alt, und mit weit über 80 fuhr er noch mit dem Rade über Land. Seine vielen Kinder sind alle tüchtige Menschen geworden. Drei der Söhne waren wiederum Haumeister, zwei wurden bei mir Forstschutzangestellte. Alle hatten sie jagdliche Passion im Leib und drückten das Wild nach Maß.

Ein anderer Schulz — Julius — war der Intimus meines Jungen. Er betreute die Trecker des Forstamtes. Ich hatte ein Abkommen mit ihm: Er durfte in meinem Forellenbach, dem Hammerfließ, fischen — er tat es ja doch, Kavaliersdelikt! Er mußte mir nur die Hälfte abgeben. Das tat er auch, Kavalierspfligt! Wenn es dann im Sommer so schön schwül wurde, und wenn womöglich noch warmer Gewitterregen fiel, dann kam Julius auf den Hof: „Kann der Jochen mitkommen?“ Naß wie die Katzen kamen die beiden nach ein oder zwei Stunden zurück, und der acht oder neun Jahre alte Junge konnte den Sack mit der Beute kaum schleppen.

Die Kanthacks, die Remus, die Hintz und Stolpmann, die Krause, Michalke, Warnke und Berkenhagen — ich kann sie nicht alle aufzählen. Von jeder Familie waren oft mehrere im Walde tätig. Einen muß ich aber besonders erwähnen, den Sohn meines ersten alten Kutschers. Otto Wachtmann war ein Klotz von einem Manne, groß gewachsen wie ein Licht, gerade wie aus Stahl und Eisen. Er war Haumeister und wurde im Kriege Forstwart. Vor wenigen Jahren starb er elendiglich an einer Staublungbe, die er sich im Uranbergbau in Sachsen nach dem Kriege geholt hatte. Eine der Freuden seiner letzten Jahre war der Briefwechsel mit uns.

Meine Waldarbeiter gingen mit Passion an die neue Aufgabe heran, die ich ihnen im Rahmen meiner Versuchswirtschaft stellen mußte. Ohne ihr verständiges Mitmachen wäre ich aufge-

schmissen gewesen. Es kam darauf an, in den mit Verjüngung unterstellten Althölzern die Altkiefern auf den Meter genau zu werfen und sie mit Umsicht an die Wege heraus zu schaffen, ohne Schaden im Jungwuchs anzurichten. Wie oft haben wir draußen gemeinsam beraten, wie man diese technischen Probleme am besten lösen könnte.

Wir hingen zusammen, weil wir die gleiche Luft atmeten, am gleichen Werke tätig waren und niemanden Komplexe quälten. Es war alles so einfach! War das die „gute, alte Zeit“? Es hat sie vielleicht nie gegeben. Sie ist wohl immer nur das Ergebnis der Verklärung ferner Zeiten, denn Gott hat dem Menschen nicht nur die Gnade des Erinnerns, sondern auch die Gnade des Vergessens gegeben. Aber gab es keine „guten, alten Zeiten“, so hat es sicherlich immer „andere“ Zeiten gegeben! Jede hat an sich selber gelitten, weil keine vollkommen war. Aber die „anderen alten Zeiten“, sie waren deshalb besser, weil sie einfacher, unkomplizierter waren. Waren sie es nur oder vor allem bei uns in den östlichen Provinzen? Vielleicht, denn es war ja leichter, nebeneinander ohne Reibungen auszukommen, wenn in Westpreußen 44 Menschen auf dem Quadratkilometer lebten und bei uns im Kreise mit seinen großen Waldflächen nur 29. Die Menschen dachten einfacher, weniger gehemmt, jeder hatte Platz genug. Keiner bedrängte den anderen. Wenn Menschen über weite Ebenen blicken können, dann formt die Landschaft auch die Charaktere nach ihrem Maß. Das ist wohl des Rätsels Lösung — aber welch entsetzliche Aussicht zugleich für die Zukunft!

Unsere dörflichen Feste führten uns mit den ländlichen Menschen zusammen, und es wäre wohl das Bild eines Malers wert gewesen, wenn der große drahtige Otto Wachtmann seine mit weißem Taschentuch bewehrte Hand meiner Frau in den Rücken legte, um mit ihr leuchtenden Auges durch den verräucherten Saal zu walzen. Sie hat immer behauptet, Otto Wachtmann sei der beste Tänzer ihres Lebens gewesen!

Man mußte aber auch für die Menschen da sein, wenn es nötig war. Meine Frau hat oft genug die Hebamme vertreten, wenn diese nicht rechtzeitig herankam, wenn die „Kurrey“ von Prech-lau her auf Kilometerlänge zugestimmt war, daß nur die Kronen der Chausseebäume oben aus dem Schnee herausahen. Als im Kriege dem Arzt das Benzin zu knapp wurde und er nicht stets auf Abruf kommen konnte, dann vertrat ihn meine Frau sozusagen. Die Waldarbeiterfrauen kamen wie selbstverständlich zu ihr um Rat und meine Frau ging ebenso selbstverständlich überall hin, wo Sorge und Krankheit war. Sie hatte eine ausgesprochene Heilhand, sie machte die Verbände, wenn jemand in die Säge gekommen war, und schiente die Arme und Beine bei Brüchen. Sie hatte ein Auge für das Wesentliche und konnte mit dem Doktor zusammen am Telefon die Diagnosen ermitteln; meist haben sie sogar gestimmt! Auf dem Treck nahm meine Frau zwei junge Frauen mit ihren Babys mit. Das eine Paar war Tochter und Enkelkind eines schon verstorbenen Waldarbeiters aus der Dynastie der Kanthack. Das Baby von damals ist jetzt Dr. phil. in den USA und Lehrerin an einer High School. Sie schreibt heute noch.

Warum eigentlich alle diese breiten Schilderungen? Da steht doch vieles, fast das meiste, mit der Jagd in keinem unmittelbaren Zusammenhang! Sehr einfach, weil das Land und sein Wild nicht zu trennen sind von den Menschen, die in diesem Lande lebten, und weil — gewollt oder nicht — unplötzlich immer wieder, wie mit einem Zauberstab herbeigeht, beim Erzählen die vertrauten Gesichter vor einem stehen: Unsere Angestellten im Haus und auf dem Hof, die Waldarbeiter, die Holzfuhrleute und Bauern, die Beamten und Angestellten des Forstamtes bis hin zu meinen Freunden und Nachbarn, die wenigen noch Lebenden und die vielen Toten! Keiner fehlt, auch der Unscheinbarste nicht!

Treffen der Freien Prälatur Schneidemühl in Stuttgart

Ein Bericht von Hans Mausolf

In der Dreifaltigkeitskirche in Stuttgart-Rot trafen sich im vergangenen Monat die Katholiken der Freien Prälatur Schneidemühl zum zweiten Male mit ihrem Kapitularvikar Prälat Wilhelm Volkmann zu einem gemeinsamen Gottesdienst. Für alle Beteiligten war es ein festliches und freudiges Ereignis, konnte man ihn doch in einer so großen und schönen Gemeinschaft feiern und zudem den Gottesdienst so halten und gestalten wie man es von daheim gewohnt war.

Die wohlbekanntesten Lieder aus der Messe von Michael Haydn wurden vom Organisten feinsinnig interpretiert und gaben Anlaß, diese alten aber schönen Gesänge in inniger Weise mitzusingen. „Hier liegt vor Deiner Majestät im Staub die Christenschar“, der Introitusgesang dieses vokalen Werkes erinnerte sicher einmal mehr an die Zeit, da man diese Messe in den Kirchen unserer Heimat so oft und so hingebungsvoll gesungen hat. Hinzu kamen die altvertrauten Marienlieder, die bei ihrem Gesang wohl viele Erinnerungen an die Zeit der großen Marienverehrung wachgerufen haben mögen und auch daran, in der eigenen Heimatkirche weilen zu dürfen im gemeinsamen Gebet.

Prälat Volkmann erinnerte in seiner Ansprache an die vielen und großen Aufgaben, die man in der Heimatdiözese angegangen sei und deren Lösung segensreiche Ergebnisse im Grenzland des Deutschen Ostens aufgewiesen hätten. Auch die Gegenwart fordere uns immer wieder zur aktiven Mitarbeit in Glaubensfragen. Im Geiste christlichen Verstehens gehe man heute an neu aufgetretene Probleme mit Mut heran. Auch in der Vergangenheit habe es Reformen in der Kirche gegeben, aber man dürfe bei diesen nicht übersehen, daß vieles, was uns lieb und vertraut geworden sei, nicht als überholt und rückständig anzusprechen sei. Gerade die Vertriebenen hätten ein großes Erbe christlicher Vergangenheit bis heute erhalten und immer wieder neu belebt. Sie würden es auch weiterhin in ihrer Obhut behalten und lebendig gestalten.

Der Kapitularvikar hatte dieses Treffen aufgrund seiner Anwesenheit bei der Wahl des neuen Vorsitzenden des Deutschen Caritasverbandes in Stuttgart-Hohenheim zum Anlaß genommen, sich mit seinen im Großraum Stuttgart lebenden Diözesanen zu treffen. Zugegen war auch ein Geistlicher aus unserer engeren Heimat. Sicher werden sich viele Leser an Pater Paulus, ein Kind der engeren Dt. Kroner Heimat, erinnern können. Mit ihm hielt Prälat Volkmann gemeinsam das feierliche Amt.

Einiges in Stuttgart-Rot erinnerte noch an die Heimat, denn das Geläut der Pfarrkirche in Pr. Friedland ist von dem gleichen Meister gegossen worden, wie das der Dreifaltigkeitskirche in

Stuttgart-Rot. Anlässlich ihres Gusses konnte ich mich mit dem Glockengießer Schilling, früher Apolda in Thüringen, jetzt in Heidelberg am Neckar, darüber unterhalten. Meister Schilling versicherte mir, er könne sich an jeden Guß erinnern, auch an den der Glocken der Pfarrkirche in Pr. Friedland.

Bei einem geselligen Beisammensein mit dem Kapitularvikar kam dann auch die persönliche Begegnung immer mehr zum Tragen. In Gesprächen stellten sich dann sehr oft gemeinsame Erinnerungen heraus und viele offene Fragen erfuhren ihre Klärung. Nicht unerwähnt bleiben sollte, daß heute einhundert- und achtundachtzig Priester der Freien Prälatur Schneidemühl noch ihre seelsorgerische Tätigkeit ausüben. Sie alle würden auch weiterhin vom Kapitularvikar betreut. Daneben erstreckte sich seine Tätigkeit, so meinte der Kapitularvikar, auf viele Belange des religiösen und weltlichen Lebens mit denen er konfrontiert werde. Im In- und Ausland lebten heute die Diözesanen und sehr viele Fragen auf allen Bereichen des Lebens seien zu beantworten, denn der Zusammenhalt unter den Diözesanen sei sehr lebendig und alle fühlten sich miteinander verbunden.

Dieses erhärtete auch Pater Paulus in seinem Bericht zur Lage der Kirche in der „DDR“. Er habe dort als Schweizer Staatsbürger lange seine seelsorgerische Tätigkeit ausgeübt und feststellen müssen, daß das Leben unter den Landsleuten und vor allem das religiöse sehr lebendig sei und daß man verstanden habe, es auch lebendig zu erhalten und zu gestalten. Überall in der Diaspora sei es schwierig, aber gerade dort, wo Schwierigkeiten beständen, so habe er festgestellt, sei der Zusammenhalt besser als anderswo. Auch die Angehörigen der Freien Prälatur Schneidemühl seien weit zerstreut worden und dennoch sei das religiöse Leben sehr lebendig. Das beweise auch das Stuttgarter Treffen.

Allzusehr schnell verlief die Zeit und man verabschiedete sich vom Kapitularvikar und den Priestern die noch gekommen waren in dem Bewußtsein, in Stuttgart-Rot wieder echtes Heimatgefühl und Heimatverbundenheit gefunden zu haben. Man hofft auf eine neue Begegnung im kommenden Jahr.

Werbt für unsere Heimatzeitung!

Advent

Nach Allerseelen senkte sich der Himmel bleischwer hernieder. Ein kühler Wind machte sich auf, spielte mit einzelnen Blättern auf gefrorener Erde und jagte die Wolkenschäfchen hin und her. — Ja, der Wind wurde bald eisig und die Erde steinhart. — Da lösten sich die ersten Schneeflocken. Mit einemmal fielen sie so dicht, daß man kaum noch Haus, Baum und Strauch erkennen konnte. — Buben und Mädels frohlockten ob des strahlenden Schnees, der die besten Aussichten auf Rodelpartien eröffnete. Vor jedem Haus war eine Schlitterbahn. Auf den Flüssen, Seen, Teichen waren die Kinder erst recht lebendig. Sie hüpfen, während die Männer Eis stachen, vergnügt von einer Eisscholle zur anderen. Wenn es so blieb, konnte man im Advent richtig durchfrieren! — Der große Kachelofen erwärmte die Kinder ja hinterher, die bereits anfangen, heimlich die Tage bis Weihnachten zu zählen. — Im Stillen hofften alle, daß das Wetter so bliebe! — Und das war, wenn man heute sich zurück erinnert, früher immer der Fall . . .

Onkel Johann spannte den Klingelschlitten an und heidi gings in die Stadt, um Hasen, Rebhühner, Rehe von der Försterei bei den Delikateßgeschäften abzuliefern. Da hingen sie nun, die Prachtexemplare! — Auch Hirsche von kapitaler Größe und Wildschweine! — Um diese Zeit kam die Dunkelheit bald aus den Winkeln hervorgekrochen und breitete eine nie gekannte Stille über Flur und Wald, wo die Krähen und Dohlen ihre Zuflucht bis zum nächsten Morgen fanden. Sie umkreisten morgens und abends fortwährend die Blitzableiter und Türmchen der hohen Gebäude und erfüllten die Luft mit Arr-Krah . . .

Wie der Volksmund sagte, hielten sie hier Schule und stoben nachher wild auseinander. Nachzügler gabs auch hier wie bei den Schulkindern, die nach der Schule nicht gleich nach Hause fanden. Und bevor es stockdunkel wurde, flog manch Pärchen dem Walde zu.

Wenn der Mond aus seinem Wolkenbettchen hervorkam, ließ sein Licht die Grabkreuze auf den Friedhöfen phantastisch aus dem Schatten der Bäume hervortreten. Die Zweige glichen langen Fingern; reichten sich in die Höhe, als beteten sie für die Verstorbenen, die einmal lustig bei uns weilten. Bangigkeit legte sich auf die Seele wie vor der Erwartung eines großen ungewissen Etwas. Deshalb wurde noch recht oft der Lieben gedacht, die uns verließen. Ihre Gräber wurden mit Tannengrün geschmückt.

Zum Rorateamt huschten fromme Leute alle Morgen um 6.30 Uhr, um sich auf die Weihnachtszeit vorzubereiten. Denn es heißt: Jetzt ist es Zeit, vom Schläfe aufzustehen — jedes Tal soll ausgefüllt und jeder Hügel abgetragen werden.

In den Liedern der Adventszeit drückt sich das stürmische Verlangen nach dem Messias aus, vornehmlich in den zwei folgenden: „Taut Himmel, den Gerechten, Wolken, regnet ihn herab“ und „O Heiland, reiße die Himmel auf, vollendet ist der Weltenlauf!“ — Als Kind ging ich manchmal an der Mutter Hand durch die stillen, verschneiten Straßen. Weithin schwang der Glockenton über Stadt und Land . . . wirklich wie eine mahnende Stimme, dieser dunkle Ton! Der Atem wurde vor Kälte draußen wie in der Kirche sichtbar. Allmählich tauten Augenbrauen und Wimpern auf.

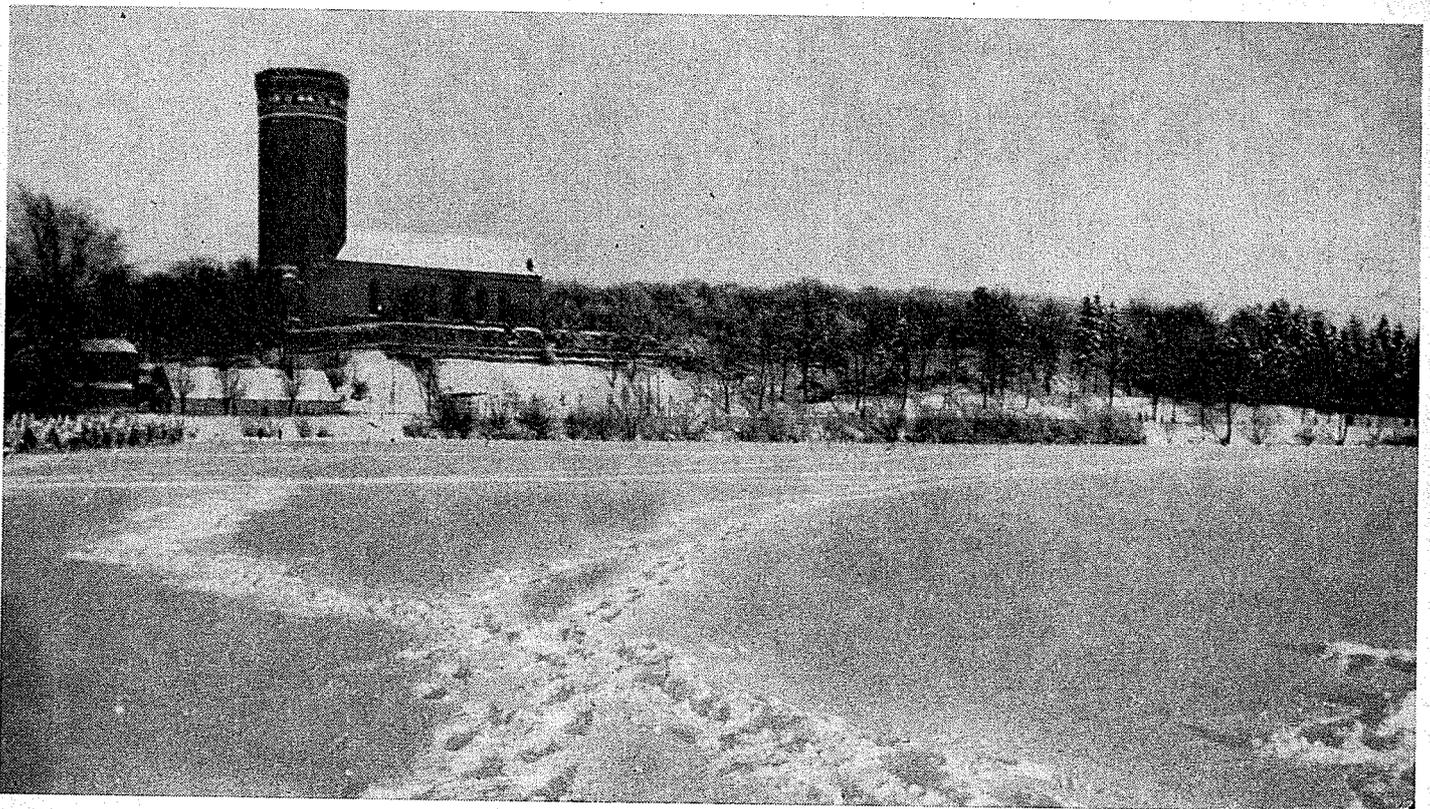
Keine Zeit des Jahres stimmt uns so zur Verinnerlichung, ruft so zur Besinnung und Einkehr auf wie der Advent! Über all den seelischen Vorbereitungen wurden keineswegs die leiblichen Bedürfnisse vergessen. So wurde die Weihnachtsgans bestellt, die bis zu 25 Pfund wog, natürlich gehörte auch ein pfündiger Karpfen zu den lukullischen Genüssen.

In der Vorweihnachtszeit übten die Kinder besonders eifrig Lieder auf allen möglichen Instrumenten, mit Vorrang Violinen — aber Weihnachtslieder am Klavier für den Hausgebrauch geübt, versetzte alle in die rechte Weihnachtsstimmung. Eine C-Dur-Sonate von Altmeister Joseph Haydn oder Mozarts G-Dur-Sonate — ja, das ist Jubel aus tiefster kindlicher Seele und echte Freude über St. Nikolaus, der kam, die braven Kinder zu beschenken. Knospende Zweige, werdendes Leben, wurden am St. Barbaratage in die Stuben getragen und Wunschzettel wurden in der Schule geschrieben, damit sie die richtige Form erhielten. Wie beseligend, der Großmutter zuzuhören, wenn sie nach des Tages Arbeit oder nach dem Mittagmahl aus ihrem alten Gesang- und Lesebuch etwas vortrug!

Endlich war der 24. Dezember (Hl. Abend) gekommen. Der Gottesdienst um 24 Uhr (Christmette) vereinigte alle nach der trauten Bescherung unterm Weihnachtsbaum daheim — in festlich illuminierten Kirchen.

So wie damals — so heute: Trans eamus usque Bethlehem!

Bruno Liebsch

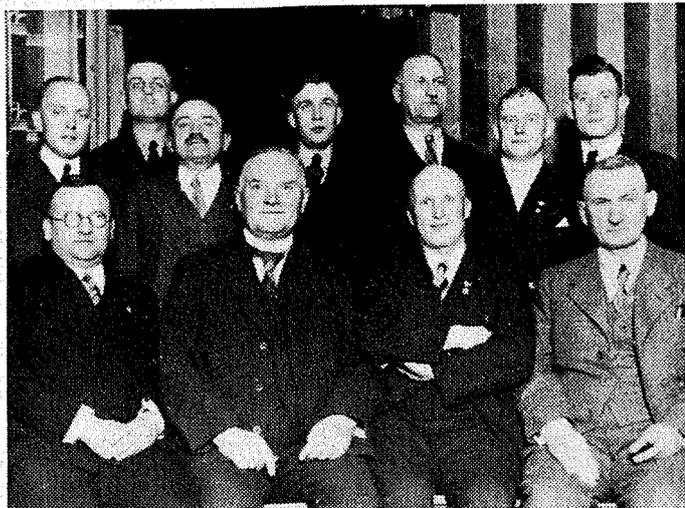


Schlöchau: Blick über den vereisten Stadtsee auf die evangelische Kirche und den Ordensburgturm

Foto: Hans Pfeil

Das Amtsgericht Pr. Friedland Plauderei von Paul Leschinski, Amtsinspektor a. D.

Wenn vor unseren Pr. Friedländer Landsleuten, die noch den älteren Jahrgängen angehören, dieses vorstehende Bild erscheint, werden sich viele dieser Männer erinnern, die dort gewirkt haben.



Untere Reihe von links: Rechtsanwalt Dr. Riedel, Justizinspektor Neumann, Amtsgerichtsrat Dr. Bartsch, Rechtsanwalt und Notar Bartlau.

Mittlere Reihe: Landgerichtsrat Dr. Böttcher (Eilsenhof), Obergerichtsvollzieher Schulz, Justizsekretär Wendt, Wachtmeister Pisall.

Obere Reihe: Amtsinspektor Leschinski, Angestellter Lange, Referendar Bayrau.

Wenn ich etwas weiter zurückgehe, so waren, als ich beim Amtsgericht Kr. Friedland im Jahre 1924 meine Beamtenlaufbahn begann — Herr Amtsgerichtsrat Daehn, Justizinspektoren Sich und Neumann, Justizsekretäre Domachowski und Wendt und Wachtmeister Kasüschke dort tätig. Vor Herrn A. G. Rat Daehn war Herr Geheimrat Dyes dort aufsichtsführender Richter. Dieser wird auch noch den Pr. Friedländer Bürgern gut in Erinnerung sein. Das Gerichtsgebäude war ein alter Bau, der bis 1765 zurückging und räumlich sehr eng begrenzt war. Ein kleiner Hof und zwei Gefängniszellen waren ihm angegliedert. Das Gebäude lag in unmittelbarer Nähe am Stadtsee und der alten Badeanstalt. Die Wartung des Gebäudes oblag unserem alten Bekannten, dem Wachtmeister Kasüschke. Welche Mühe und Last er mit der ihm übertragenen Wartung des Gebäudes hatte, ist schon daraus zu folgern, daß die alten, eisernen Ofen noch mit Kohle geheizt wurden, die per Eimer aus dem Keller nach den oberen Räumen getragen werden mußte. Entsprechend mußte die Asche wieder auf den Hof transportiert werden. Dies alles erfolgte durch körperliche Arbeit unseres Herrn Kasüschke. Eine Selbstverständlichkeit war es daher für ihn, sein Tagewerk früh um fünf Uhr zu beginnen, um zum Dienstbeginn im Winter um acht Uhr sämtliche Räume geheizt zu haben. Die für diese Hauswartungsgeschäfte, zu denen nicht nur die Heizung gehörte, gewährte Hausratsvergütung, war alles andere als angemessen. Herr Inspektor Neumann hatte sich öfter und eindringlich bemüht, beim Herrn Landgerichtspräsidenten in Schneidemühl dafür einzutreten, daß wenigstens eine einigermaßen zufriedenstellende Hausratsvergütung ihm gewährt wurde. K. hatte eine größere Familie — sieben Kinder — und konnte jeden Pfennig gebrauchen, um dem Lebensbedarf nachzukommen; jedoch war alles vergebens, so daß K. leicht verbittert war und dies jedem Menschen gegenüber zum Ausdruck brachte. Insofern war unser „gute Anteck“ ein bedauernswerter Mensch. Mich selbst nannte er immer seinen „väterlichen Freund“; dies darum, weil mein Vater und er im Strafanstaltsdienst in Konitz tätig waren. Diese Räume waren so unbequem, klein und völlig unzureichend, daß Abhilfe geschaffen werden mußte. Die Gelegenheit kam dann, als das Gymnasium in das bisherige Lehrerseminar verlegt wurde und das bisherige Gymnasium vom Justizfiskus für das Amtsgericht angekauft und umgebaut wurde. Der damalige Bürgermeister, Herr Dr. Stangneth, hatte wesentlichen Anteil an dieser Umwandlung. In dem neuen Gebäude befand sich auch die Dienstwohnung des Amtsgerichtsrats Dr. Bartsch und des Wachtmeister Kasüschke. Auch war ein Wartezimmer für das Publikum vorhanden und im gesamten Gebäude eine Zentral-Koksheizung eingebaut. Das neue Gebäude war den Verhältnissen entsprechend gut eingerichtet und konnte große Räume aufweisen, die bequemere Verhandlungsräume und Aktenablagerungsräume hatten. Die in der Woche stattgefundenen Zivil- und Strafsitzungen wurden von beiden Anwälten,

Herrn Rechtsanwalt Bartlau und Herrn Rechtsanwalt Dr. Riedel wahrgenommen. Beide waren bemüht, keine jahrelangen, lodernen Prozesse durchzuführen, sondern durch Vergleiche die Parteien zu versöhnen. Zeitweilig war hier auch noch Herr Prozeßagent Bohn tätig. Herr Rechtsbeistand Reichau mußte jahrelang kämpfen, um zugelassen zu werden. Monatlich einmal nahmen wir auch den Gerichtstag in Landeck wahr, zu dem wir mit dem Pferdefuhrwerk von Borchardt hinfuhren, — im Winter sogar in Pelze eingehüllt mit dem Schlittengespann. Es war immer eine schöne Abwechslung, durch die Peterswalder und Landecker Forst hin und zurück zu fahren. Später wurde dieses Gefährt durch die Autofahrt der Vermietung Wohler abgelöst.

In Landeck fand der Gerichtstag im Lokal Menning statt und dauerte den ganzen Tag über. Hierbei wurden alle Sachen bearbeitet bzw. Anträge entgegengenommen, die für den Gang der Rechtsgeschäfte erforderlich waren. Meistens war auch Herr Rechtsanwalt Dr. Riedel mit auf diesen Tagungen. Wenn auch Pr. Friedland von der Bahnstation Linde 5 km entfernt lag, so hinderte das nicht die nächste Aufsichtsbehörde, das Landgericht Schneidemühl, ihren amtierenden Präsidenten, Herrn Landgerichtspräsidenten Steinhardt, zur Revision nach Pr. Friedland zu senden. Dieser kam unangemeldet zweimal im Jahr und dann noch zu Fuß von der Bahn nach Pr. Friedland anmarschiert. Böse Zungen behaupteten damals, er wolle uns überraschen, zumal er auch dem Fahrer des Postbusses nicht traute, da dieser bei seiner Ankunft in Linde uns, das Amtsgericht, sofort telefonisch verständigt hätte. Bei dieser Gelegenheit sei noch ein kleines Erlebnis geschildert, welches der vorstehenden Annahme näherkommt. Eines schönen Morgens um sieben Uhr saß ein Herr mit Brille, Aktentasche und schwarzer Melone auf der Deichsel eines von dem Kaufmann Borchardt am Stadtsee abgestellten Wagens. Unser Wachtmeister Kasüschke gewohnt, nach seinem Hauswartdienst eine gute Zigarre rauchend diese Zeit bis zum Dienstbeginn am See zu verbringen, traf dort diesen für ihn fremden Herrn, den er sofort als „Weinreisenden“ einschätzte! K. hatte noch seinen zerschlissenen Drillhrock an, denn für die Hauswartungsgeschäfte konnte er nicht seinen guten Uniformrock anziehen, begann sofort ein Gespräch mit ihm und sagte, „Nä, Sie warten wohl, bis der Dienst anfängt und wollen etwas verkaufen?“ „Wir sind alle versorgt und brauchen nichts.“ „Außerdem kommen „die“ erst alle nicht vor neun Uhr!“ (Der Dienst begann im Sommer um acht Uhr!) Der Herr holte sein Frühstück heraus und meinte: „So, so, das ist ja fein, daß man sowas weiß.“ Herr K. hat sich dann noch mit ihm über sein übliches „Leid und seine Not“ in eigener Person unterhalten, geringe Bezahlung des „kleinen Mannes“, wie er sich immer bezeichnete, und so ging die Stunde herum. K. verabschiedete sich und ging zum Gericht, welches damals noch in der Gerichtstraße gelegen war, zurück. Kurz nachdem er dann in seinem Büro war und sich gerade in seine Wohnung begeben wollte, um sich für den Dienst umzuziehen, stand plötzlich der „Weinreisende“ vor ihm und sagte: „Guten Morgen Herr Kasüschke, ich bin der Landgerichtspräsident Steinhardt und komme zur Revision, bitte rufen Sie mir alle Beamten zusammen!“ Kasüschkes Gesichtsausdruck war einmalig. Ich sehe ihn heute noch vor mir, wie er uns alles schilderte. Anwesend waren zu dieser Zeit des Dienstbeginns nur Herr Domachowski und ich; bis alle Abwesenden telefonisch usw. benachrichtigt waren, war es tatsächlich kurz vor neun Uhr. Ja, in dem nachträglichen Revisionsprotokoll des Herrn Landgerichtspräsidenten stand dann folgender Satz: „Bis auf einen Sekretär und einen Angestellten war z. Z. des Dienstbeginns kein weiterer Bediensteter zur Stelle.“ Es gab hier auf natürlich dann die üblichen Entschuldigungen. Gerade der Herr Landgerichtspräsident verlangte von allen pünktliche Dienstzeitinnehaltung, auch von dem Herrn Amtsgerichtsrat. Er hatte dies einmal mündlich in unserer Anwesenheit zum Ausdruck gebracht, indem er sagte, „Die Dienststunden sind für alle gleich!“

Wir hatten im übrigen beim Amtsgericht untereinander ein gutes kameradschaftliches Verhältnis gehabt, das ich bei anderen Dienstbehörden meistens vermisse. Dieses gute Verhältnis bestand ebenfalls auch mit den beiden Herrn Anwälten, Bartlau und Dr. Riedel. So war denn auch der Anlaß eines gemeinschaftlichen Zusammenseins im Lokal Freyer in Pr. Friedland, das Entstehen der obigen Aufnahme. Wie eng die damals Wirkenden beim Amtsgericht mit ihrer ländlichen Umgebung verbunden waren, kann auch daraus ersehen werden, daß folgende Herren ihre Ehefrauen dort kennenlernten und heirateten:

Herr Amtsgerichtsrat Daehn in Steinborn (Hoppe),
Herr Justizinspektor Neumann in Steinborn (Kleps),
Herr Obersekretär Gesse in Steinborn (Th. Otto),
Herr J.O. Inspektor Kaminski in Jakobswalde (Schöneberg),
Herr Lange, Pr. Friedland (Bauunternehmer Bayrau),

Herr Justizsekretär Wendt, Pr. Friedland (Eggert),
Ich, der Erzähler, Dobrin (Michalski),
Herr Inspektor Sich, Pr. Friedland (Freyer).

Durch die unglücklichen Kriegsverhältnisse ist dann alles auseinandergerissen worden. Das Amtsgericht wurde zwar nicht zerstört, jedoch habe ich mir sagen lassen, daß beim Einzug russischer Soldaten, sämtliche Akten und die Grundbücher auf den Hof gebracht wurden, mit Benzin übergossen und verbrannten. Gerade diese letztere Maßnahme war so unfassbar, daß man sich nicht denken kann, wie heute die Besitzverhältnisse noch festgestellt werden können. Es sei denn, daß Katasterunterlagen existieren, die einen Nachweis oder die Wiederherstellung eines Grundbuchs ermöglichen lassen. Wenn heute noch jeder lebende Eigentümer seines Besitzes in seiner letztwilligen Verfügung, bzw. bei der Heimatkreisbearbeitungsstelle einen Lageplan bzw. eine Skizze seines Grundbesitzes erstellen könnte, würde das bei einer Inanspruchnahme seines Eigentums — ich selbst wage nicht daran zu denken — durch seine Kinder oder Kindeskinde, eine Dokumentation vorhanden sein, die ein wesentlicher Schritt zum Nachweis sein könnte. Ich erinnere mich

hierbei an ein Denkmal, daß ich wohl im gesamten Bundesgebiet als einmalig bezeichnen kann, Vertriebene errichteten es hier in Pocking (Niederbayern). Die Inschrift sollte eine Mahnung an Vertriebene und Politiker sein:

„Deutsche gedenkt der durch Potsdam und Yalta geraubten Heimatgebiete!“

Wir gedenken in Ehrfurcht der Opfer, die bei der Ausreibung für uns starben.

Zum Abschluß muß ich noch erwähnen, daß ein schweres Schicksal unseren Kollegen, Obergerichtsvollzieher Schulz in Pr. Friedland, ereilt hatte, zumal er beim Einzug der Russen sich noch in Pr. Friedland in seiner Wohnung aufhielt, von diesen zusammen mit seiner Ehefrau kurzerhand erschossen worden ist. Herr Rechtsanwalt Bartlau, Herr Amtsgerichtsrat Daehn, Herr A. G. Rat Dr. Bartsch, Herr Justizinspektor Neumann, Herr Justizsekretär Wendt, Herr Obersekretär Gesse, Herr Wachtmeister Kasüschke weilen nicht mehr unter den Lebenden.

Ehre ihrem Andenken!

Rektor Otto Goerke-Flatow zur 50. Wiederkehr seines Todestages

Seit dem Tage, an dem der Rektor Otto Goerke in Flatow die Augen für immer schloß, sind Ende dieses Monats bereits 50 Jahre vergangen. Über die Verdienste und die Bedeutung Goerkes hat unser Landsmann Wolfgang Bahr bereits im Jahre 1959 auf Seite 1014 des Kreisblattes ausführlich berichtet. Welche Wertschätzung Goerke bereits zu Lebzeiten genoß, bezeugt der Nachruf, der am 3. 10. 1919 im „Kreisblatt des Landratsamtes

- 3) **„Die Privilegien der Stadt Krojanke“**
In: Zeitschrift des historischen Vereins für den Regierungsbezirk Marienwerder. Heft 54 (1914), S. 1—13.
- 4) **„Die Judenprivilegien der Städte Flatow und Krojanke“**
(I. Privileg für die Judengemeinde zu Krojanke vom 15. Juli 1712. II. Privilegium der Synagogengemeinde zu Flatow vom 17. Oktober 1736). In Mitteilungen des Westpreußischen Geschichtsvereins. Jahrgang 15 (1916), S. 9—13.
- 5) **„Flur- und Ortsnamen im Kreise Flatow“**
In: Zeitschriften des Westpreußischen Geschichtsvereins Heft Nr. 57 (1917), S. 67—139.
- 2) **„Der Kreis Flatow. In geographischer, naturkundlicher und geschichtlicher Beziehung.“** Flatow 1918. VII, 848 S., 113 Abbildungen.
- 7) **„Die Privilegien der dörflichen Bevölkerung des Kreises Flatow“**
In: Zeitschrift des historischen Vereins für den Regierungsbezirk Marienwerder. Heft 56 (1918), S. 3—84.
(Vgl. hierzu das Verzeichnis der Privilegien und der darin vorkommenden Personennamen auf S. 1675 des Kreisblattes vom 20. 7. 1962.)
- 8) **„Privileg der Olschewker Mühle (jetzt Marienthal bei Zempelburg)“**
In: Zeitschrift des historischen Vereins für den Regierungsbezirk Marienwerder. Heft 57 (1919), S. 6 und 7.

Für die Mitteilung weiterer Veröffentlichungen, auch wenn es sich nur um kleine Abhandlungen handelt, die ggf. in den Tageszeitungen „Flatower Zeitung“ und „Die Grenzmark“ (einschließlich deren Beilagen wie „Grenzmarkspiegel“, „Ostlandbote“ usw.) erschienen sind, wäre ich sehr dankbar.

Walter Teßmer



zu Flatow Westpr.“ erschien. Da ich kürzlich ein früher dem „Amt Schwente“ gehörendes Exemplar des Jahrganges 1919 des Kreisblattes im Antiquariatshandel erwerben konnte, kann dieser Nachruf hier nochmals zum Abdruck gelangen.

Weil Goerkes Veröffentlichungen für unsere Heimatforschung von großer Wichtigkeit sind, die Titel und Fundstellen aber größtenteils nicht bekannt sind, folgt nachstehend eine Zusammenstellung der mir bisher bekannt gewordenen Abhandlungen und Bücher.

- 1) **„Geographie, Statistik und Geschichte des Kreises Flatow“**
Flatow 1899. 1 Karte, 170 S.
- 2) **„Lasten der Bewohner des Kreises Flatow in den Kriegsjahren 1806/07 und 1813/14“**
In: Mitteilungen des Westpreußischen Geschichtsvereins. Jahrgang 12 (1913), S. 26—30.

Diozesanpilgerfahrt nach Rom

Der Kapitularvikar der Freien Prälatur Schneidemühl ladet zu einer Pilgerfahrt, die in der Pfingstwoche 1970 — vom 15. bis 26. Mai — gemeinsam mit den Ermländern nach Rom, Assisi und Sachseln (Schweiz) (Nikolaus von der Flüe) stattfindet, herzlich ein.

Der Sonderzug (mit Liegewagen) beginnt in Münster, mit Zugsteigemöglichkeiten auf der Fahrt. Lassen Sie sich durch Postkarte sofort einen Prospekt (Vermerk: Pilgerfahrt der Katholiken der Freien Prälatur Schneidemühl, Pfingsten 1970) von der Diozesan-Pilgerstelle 44 Münster (Westf.), Postfach 118, kommen, dem Sie alles Wissenswerte entnehmen können. Wenn die Pilgerfahrt auch erst im Mai 1970 veranstaltet wird, müssen schon jetzt die Vorbereitungen getroffen werden. Daher mit der Meldung nicht lange warten.

Neubraa

Als der Forstfiskus 1908 Neubraa übernahm, standen noch 15 Häuser, in denen etwa 130 Einwohner zum Teil notdürftig untergebracht waren. Die Bauten stammten zum größten Teil noch aus der Nehringschen Zeit und waren in der Zeit der Neubraaer Ausbeutung kaum ausgebessert worden. Es gab im Ort keine bodenständige Bevölkerung und keinen sprachlichen Dialekt. Wenn einzelne Familien dennoch sich jahrzehntelang dort heimisch fühlten oder immer wieder zurückkehrten, so lag es an den schweigenden Wäldern, den schwankenden Mooren, den grünen Grasmatten und den geheimnisvollen Seen. Es lockten auch die vielen Verdienstmöglichkeiten, die zwar keinen reich werden, aber auch keinen verhungern ließen. Die Forstwirtschaft beschäftigte ständig 8 Waldarbeiter, bei Aufforstungsarbeiten wurden noch zusätzliche Arbeitskräfte eingestellt. Das Sägewerk bot ungefähr 8 Familien Dauerarbeitsplätze. Außerdem kamen dazu noch einige Pendlert und Saisonarbeiter, die ihr Lager in der „Burg“ aufschlugen, in den Oberräumen des Gebäudes, in dem sich die Schmiede, sowie die Müller- und Kutscherwohnungen befanden. Die meisten Familien-Unterkünfte bestanden aus einer Wohnküche und einer kleinen Kammer. Die kinderreichen Familien lebten auf engem Raum, und die Forstverwaltung hatte weder in der Kaiserzeit noch in der Weimarer Demokratie etwas unternommen, um diese dringende soziale Frage zeitgemäß zu lösen. Man tröstete sich damit, daß in Neubraa zahlreiche Gebäude standen; denn im Walde liefen zuviel Menschen herum. Zwar hatten die Arbeiter genügend Acker und Wiesen, um Viehhaltung treiben zu können, aber die Stallungen waren viel zu klein. So halfen sich die Familienväter, indem sie auf ihren Hinterhöfen Bude an Bude reiheten. Der neue Grundherr ließ einige Toiletten und eine Scheune für Waldarbeiter errichten. — Für die Familien der Waldarbeiter und einige Wohnungen der Sägemühlwerker gab es nur eine Gemeinschaftspumpe. Sie versagte oft, und dann wurde das Trinkwasser aus der Brahe geholt. Vielleicht war dieses fließend klare Flußwasser für den menschlichen Genuß bekömmlicher als unser heutiges städtisches Leitungswasser. Petroleumslampen erleuchteten die kleinen Räume, und am offenen Herdfeuer hörte man oft und gerne spannende, gruselige Spukgeschichten. —

Die Mahlmühle sorgte nach dem ersten Weltkrieg für elektrisches Licht in einigen Häusern. Doch hörte dieser Fortschritt wieder auf, als die Brahwasser 1925 den Stau durchbrachen. Vor dem ersten Weltkriege kamen die Ortsbewohner sogar zu frischen Brötchen, die ein Bäcker im Wirtschaftsgebäude des Gutes in einem damals modernen Backofen herstellte. Als der Gutsbetrieb einging, backten die Hausfrauen selbst in einem neugebauten Backofen am Teich. Die Kinder schleppten eifrig das Backholz herbei und warteten sehnsüchtig auf den garen „Kuckel“, der zuerst durchgebacken war und mit Wonne warm verzehrt wurde. Es war ein friedliches und idyllisches Dorfleben. Oft versammelten sich die Männer des Abends in Wiecherts Gaststube, in der der Ausschank und der Verkauf von Waren aller Art stattfanden. Beim Korn wurde meistens „Alschensbaster“ gespielt. Im Hinterstübchen saßen die Unternehmer und Beamten, die sich mit Schach, Skat oder der hohen Politik beschäftigten.

In die Aufforstung der Kahlflächen und Verbesserung der Waldwege und der Brücken wurde viel Geld investiert. Der Wald wuchs heran, und das Wild vermehrte sich außerordentlich. Letzteres richtete auf den Feldern und Wiesen großen Schaden an, aber der Staat bezahlte keinen Wildschaden. Wer etwas ernten wollte, mußte sein Nutzungsland mit einem hohen, festen Zaun versehen. Wildschweine waren damals noch nicht in unserer Gegend. Hohe Gäste kamen oft zur Jagd. So weilte der Oberpräsident von Westpreußen, von Jagow, mit seiner Familie oft in Neubraa. Er hatte sich im alten Gutshause zwei Zimmer für seine Ferientaufenthalte reservieren lassen. Der Kronprinz wollte ihm dieses Jagdgebiet streitig machen. Der Oberpräsident hat seinen stärksten Hirsch, der zwar die Kugel erhalten hatte, nicht bekommen. Alles Nachsuchen blieb ergebnislos. Als einige Tage später ein kapitaler, verwendeter Hirsch im Gr. Ziehnener-See gefunden wurde, bat v. J. den Rittergutsbesitzer v. B. um die Herausgabe der Prophäe. Er antwortete aber, der Schütze sollte nachweisen, daß es der Hirsch sei, den er waidwund geschossen habe. —

Zur staatlichen Försterei gehörte nach der Neueinteilung der Flächen sehr viel Hochwald, der östlich vom Bahnhof lag. Dafür waren von dem ehemaligen Gute Neubraa größere Gebiete den Nachbarförstereien angegliedert worden. In den Forstämtern Bäreiche und Eisenbrück wurde viel Holz eingeschlagen, das zu Lang-, Gruben- und Brennholz verarbeitet wurde. Zwar lagen in der Umgegend einige Sägewerke, die viele Stämme zu Schnittware verarbeiteten, aber dennoch wurde sehr viel geschlagenes Holz auf sandigen Wegen nach dem Bahnhof Neubraa zur Verladung angefahren. — 1912 baute man die Chaussee

Geschichte eines Dorfes im Kreise Schlochau (6) Von Alfred Schulz-Neubraa

nach Rummelsburg mit den Abzweigungen nach Altbraa, Junkerbrück und Pflastermühl. Viele Steinklopfer hausten in Erdhöhlen. Sie arbeiteten fleißig, verdienten viel Geld und sorgten für manche Unruhe im Dorfe. Durch den Ausbau der Kunststraßen wurde die Holzanfuhr bedeutend erleichtert, und oft reichten die Stapelplätze am Bahnhof nicht aus. Die Sägewerke Neu- und Altbraa hatten eigene Verladeplätze. Mit der Verladung des Holzes beschäftigten sich auch mehrere Kolonnen von außerhalb. — Als 1912 das Sägewerk neu verpachtet wurde, erbaute man ein neues Wohnhaus für den Pächter. 1913 errichtete man ein modernes Gasthaus am Bahnhof, da das alte für die Holztermine und den großen Kundenverkehr nicht mehr ausreichte. Bei der Verpachtung der neuerbauten Gaststätte erhielt Karl Kapitzke den Zuschlag. — Als mein Vater sich in dieser Zeit einmal nicht an der Wahl zum Preussischen Landtag beteiligte (Dreiklassenwahlrecht, öffentliche Stimmabgabe, weiter Weg, schlechtes Wetter) gab es eine große Untersuchung durch die Aufsichtsbehörde. Natürlich kamen die wahren Gründe nicht in das Protokoll. Eine andere Vernehmung gab es, als am Geburtstag der Kronprinzessin nicht geflaggt worden war. Ein Gast, der zur hohen Jagd gekommen war, hatte sich beleidigt gefühlt. Die Jagdgäste beschwerten sich auch noch über andere Dinge. Noch war es erlaubt, an den Flüssen und Seen zu angeln. Waldbeeren und Pilze konnten in großen Mengen nach Herzenslust gesammelt werden. Aber welcher Jäger freut sich schon, wenn statt des sehnsüchtig erwarteten Wildes plötzlich harmlose Spaziergänger erscheinen?

Die Kühe des Dorfes wurden im Walde gehütet. Zunächst hatte man einen gemeinsamen Hirten, aber bald hütete die gesamte Dorfjugend. Da man den Jungen und Mädchen nicht traute, daß sie das Vieh von den verbotenen Flächen abhalten würden, baute man den oberen linken Brahwiesen einen kilometerlangen Stangenzaun. Zwischen den Hüteflächen lagen noch einige Wiesen, die den Steinforter Bauern gehörten. Diese wurden mit abgeweidet. Revierförster v. P. verstand es immer wieder, die erzürnten Bauern zu besänftigen und zu entschädigen. Während der Hütstunden sahen wir das Vieh kaum. Es kam aus allen Büschen, wenn unser „Hallo, Hallo, Hallo . . .“ es auf den Heimweg rief. Manchmal fehlte eine Kuh. Hatte sie sich verlaufen, dann fand sie meistens selbst den Weg nach Hause. Schlimmer war es, wenn eine auf den schwimmenden Wiesen oder im Morast versunken war. Dann konnten nur kräftige Männer mit starken Armen und herbeigeschafften Bohlen und Seilen helfen. Manche Kühe trugen ein rotes Bändchen im Schwanz. Es sollte Verwünschungen von bösen Geistern, die in Sümpfen, Mooren, Wäldern und Seen vermutet wurden, fernhalten! Außer dem linken Brahetal waren noch das Weiße Moor und die Umgegend an den Weißen Kunken zur Hütung freigegeben. Jeder Platz zeichnete sich durch wechselnde Landschaftsbilder aus. Meistens sah man die rotbraunen Kiefern, die weißschimmernden Birken und die riesigen Wacholder, die miteinander abwechselten oder nebeneinander standen. Es waren erlebnisreiche, goldene Jugendtage! Wer denkt nicht gerne daran zurück? Diese Hütterromantik hörte auf, als Revierförster v. P. starb und Forstmeister Reimer in Pension ging. Es war die Zeit, als ein Feudalsystem durch eine Volksregierung abgelöst wurde. Die neue Bürokratie schickte das Vieh in eine Koppel, aber die Kuh des Lehrers durfte sich nicht mehr neben der des Arbeiters sattfressen, sondern mußte in Zukunft im dunklen Stall bleiben.

In der Wolfsrügge versuchte man, auf Hochmoor Wiesen anzulegen. Beim Anblick einer Kreuzotter erzählte ein Arbeiter, daß er in der Schule gehört hätte, wenn man eine Schlange am Schwanzende hochhebe, könnte sie den Kopf nicht bis zur Hand bringen. Es wurde um eine Flasche Korn gewettet, und das Experiment sollte beginnen. Aber schon bei den Vorbereitungen hatte die Kreuzotter, die in Abwehrstellung lauerte, unsern Schlangenbeschwörer plötzlich in die Hand gebissen. Die Hand schwoll sehr an, der Arzt wohnte 12 km weit, nun sollten Tränen helfen. Der Heilprozeß dauerte sehr lange, und der Arbeiter wurde nicht mehr voll arbeitsfähig. Beim Kuhhüten klemmten wir das Schwanzende der Kreuzotter in eine Stockklemme, aber das Problem, ob sie sich erheben kann oder nicht, haben wir nicht geklärt. Es gab Kreuzottern in allen Schattierungen. Meistens waren sie grau, es gab aber auch rötliche und schwarze. Letztere ließen wir leben, da wir sie für die ungiftige Ringelnatter hielten. Heute weiß ich, daß ich in Neubraa keine Ringelnatter gesehen habe.

Als der erste Weltkrieg ausbrach, folgten die Männer bis 45 Jahren der Einberufung. Ältere Männer und Frauen kümmerten sich jetzt um die Arbeiten. Wir Jungen schleppten schwere Eisenketten an die Brücken, versperrten sie und wollten verhindern, daß die französischen Goldautos nicht nach Rußland fahren sollten. Während des Krieges arbeitete das Sägewerk

auf vollen Touren. Meistens wurden Bohlen für den Stellungskrieg hergestellt. Aus den Stämmen des Kiefernhochwaldes wurde viel Harz gewonnen.

Während des Krieges erlebte die Mahlmühle noch einmal eine Blütezeit. Tag und Nacht kamen Leute aus der Umgegend, um Getreide mahlen zu lassen. Viele Mahlmühlen waren geschlossen. Entweder war der Müller Soldat geworden, oder der Betrieb war polizeilich wegen Nichtbeachtung kriegswichtiger Bestimmungen geschlossen worden. Der Landjäger von Flötenstein war manche Nacht unterwegs, aber das Wasser der Brahe rauschte weiter und drehte die Turbine. Die Waldwipfel und die Heide schwiegen. 1916 starb Müller Steffen und seine Söhne gaben die Pachtung auf. Nun kam Müller Radau aus der Thorer Gegend. Kaum hatte er die Mahlmühle angelassen, so bekam er auch schon den Einberufungsbefehl. Er holte seinen Freund Jaschemski, der im Besitze voller Körperkräfte, aber wehrunwürdig war. Dieser sollte den eingezogenen Müller reklamieren, weil er den kriegswichtigen Betrieb nicht allein in Gang bekomme. Aber die Freundestreue bewährte sich nicht. Jaschemski stellte keinen Antrag und sagte: „Er kann bleiben, wo er ist!“ Die Räder der Mahlmühle setzten sich wieder in Bewegung. Alle Kunden, die eine Mahlgenehmigung vorzeigen konnten oder nicht, wurden versorgt. So merkte unser Dörfchen ernährungsmäßig nichts vom Toben des Völkermordens. Brot, Kartoffeln und Gemüse waren genügend vorhanden, die Kühe

lieferten Milch und Butter. Schweine fütterte jede Familie selbst. Es waren immer mehr als in den amtlichen Zähllisten standen. Fische konnte jedermann angeln. Waldbeeren und Pilze wuchsen reichlich. Aber Verlustmeldungen der Front kamen auch nach Neubraa und brachten Trauer in die Familien Dahlke, Schulz, Saß und Pioch.

Als der Krieg beendet war, blieb eine Grenzschutzeinheit in unserer Gegend liegen. Im Dorfe war nun alles bewaffnet, sogar die Schuljugend knallte munter mit den Militärgewehren herum. Eine Einwohnerwehr wurde gegründet, alle Rangunterschiede wurden aufgehoben. Die Grenzschutzsoldaten warfen Handgranaten in die Gewässer, um billig und bequem zu Fischmahlzeiten zu kommen. Diese Raubfischer richteten unter der Fischbrut großen Schaden an. Neben den Grenzschutzsoldaten brachte ein heimkehrender Offizier ein Dutzend Pferde und viel Ausrüstungsmaterial einer Fuhrparkkolonne mit. Er war während des Krieges aus den USA über England und Holland heimgekehrt und meldete sich zur Wehrmacht. Er ließ sich nach Kriegsende bei einem Verwandten in Neubraa nieder und sorgte dafür, daß es im Orte immer neuen Gesprächsstoff gab. Durch seine Eulenspiegelereien übertraf er die Zanower Schwänke und machte unsern Ort weit über die Orts- und Kreisgrenzen hinaus bekannt. Durch seinen privaten Pferdekrieg mit den Kaschuben gab es sogar internationale Verwicklungen mit den polnischen Hallertruppen. (Fortsetzung folgt)

Otto Schoen aus Deutsch-Fier zum Gedächtnis

In der Märznummer unseres Heimatblattes konnte ich unserem Landsmann **Otto Schoen** im Namen der ehemaligen Deutsch Fierer zu seinem 80. Geburtstag gratulieren. Er bedankte sich für die guten Wünsche und teilte mit, daß es ihm gesundheitlich nicht ganz gut gehe und er deshalb am diesjährigen Heimattreffen in Gifhorn nicht teilnehmen könne. Im August erreichte mich die Nachricht von seinem Tode. Am 18. August 1969 hat er die Augen für immer geschlossen, fern seiner geliebten Heimat. Wir fühlen mit seiner Frau und seinen Kindern, die unseres herzlichen Beileides gewiß sein dürfen.

Ich weiß, daß er sehr darunter gelitten hat, seinen Hof und seine Heimat verloren zu haben. Er kehrte nach der Flucht im Mai 1945 mit seiner Familie nach Deutsch Fier zurück, in der Hoffnung, auf seinem Hof, der von Russen besetzt war, bleiben zu können. In seinem Brief an mich schreibt er das Nachstehende:

Am 27. Mai traf ich auf meinem Hofe ein. Mitte Juni wurde ich von den Polen nach Flatow geholt. Im dortigen Rathaus habe ich mit russischen und deutschen Offizieren zusammengesessen. Verhöre fanden immer nachts statt. Auch ich habe Schläge bekommen, andere wurden jämmerlich geschlagen, besonders die Volksdeutschen, dann ein Meier aus Gursen und auch Förster Goldmann aus Neuhoof. Das Schlagen „besorgten“ Polen. Am 9. Juli durfte ich wieder nach Deutsch Fier zurück. Die Russen haben uns gut behandelt. Über Tag bewachten die Russen und ich den Hof, nachts Hermann Staack, Kadow und noch einige andere Espenhagener. Das war notwendig, denn die Polen stahlen wie die Raben und nahmen alles, was sie nur ergattern konnten. Ich hatte auf meinem Hofe gelagerte Brennstoffe und das Futter für 24 Pferde zu verwalten. Von den Roggenfeldern bekamen die Russen, die Polen und auch die Deutschen gewisse Morgen zugeteilt, die sie abernten und dann das Getreide für sich dreschen durften. Die einzelnen Parzellen hatte ich abzuschätzen. Bevor ich auf die Felder ging, mußte ich ein Wasserglas Wodka mit Honig und Speck „hinunterwürgen.“ Ich habe auch in Espenhagen und Wengerz arbeiten müssen. Dort „zeichnete“ sich B. aus Espenhagen dadurch aus, daß er als Aufsichtführender die Deutschen noch mehr zur Arbeit antrieb. Die gleiche Methode wollte B. auch in Deutsch Fier anwenden. Da setzte ihn der russische Offizier zurecht, indem er sagte: Deutsche fleißig, Pole fauler Hund!

Im Januar 1946 wurde ich mit meiner Frau und den drei Kindern von den Polen ausgewiesen. Der russische Offizier, der uns immer wieder sagte: Familie Schoen nicht bei Polacken bleiben, brachte uns bis Scheune bei Stettin. Er hat uns dort vor Polen, die uns noch das Letzte abnehmen wollten, geschützt.

Als endgültigen Wohnsitz nahm Familie Schoen Sudheim, Kreis Northeim.

Mit Otto Schoen ist einer unserer ehemaligen Deutsch Fierer aus unserer Dorfgemeinschaft für immer geschieden, einer Dorfgemeinschaft, die auch heute noch besteht, wenngleich die Einzelnen verstreut in Nord und Süd, in Ost und West leben müssen. Wir alle, die ihn kannten, werden ihm ein ehrendes Andenken über das Grab hinaus bewahren.

Paul Dr.

Treffen der Flatower in Düsseldorf am 18. Okt. 1969

Die Treue der Gemeinschaft der Flatower in Düsseldorf und Umgebung wurde auch diesmal wieder bestätigt.

So konnte Landsmann Gottfried Heyden in seiner launigen Ansprache eine Flatower Familie begrüßen, die den Saal des „Hauses des Deutschen Ostens“ fast füllte.

Erfreut über den guten Besuch waren auch die Herren Möhle, Momberg und Schaub von dem Patenkreis Gifhorn und nicht zuletzt der Vertreter des Heimat-Kreisausschusses, Herr Braun. In ihren Ansprachen ermahnten die Herren Schaub und Braun dem Heimatgedanken die Treue zu bewahren und nicht müde zu werden, auch wenn eine uns zufriedenstellende politische Lösung unserer Anliegen zunächst in weiter Ferne zu liegen scheint.

Wie immer gab es in Düsseldorf für alle Teilnehmer ein frohes Wiedersehen mit Freunden und Bekannten, überaus herzliche Begrüßungen und viel fröhliche Gesichter.

Anklang fand auch wieder bei guter Beteiligung das auf die Heimat bezogene Fragespiel, wobei den Gewinnern kleine Aufmerksamkeiten überreicht wurden. Sinn und Zweck dieses Spielchens ist neben einer gewissen Unterhaltung die Erinnerung an die Heimat wach zu halten und das Gedächtnis aufzufrischen.

Weil wohl auch alle anderen Flatower diese Fragen interessiert sein dürften, werden sie am Schluß dieses Berichtes hier aufgenommen. Über den Verlauf des Treffens in Düsseldorf ist nur Erfreuliches zu berichten. Man spürte bei allen Beteiligten die Verbundenheit und Fröhlichkeit in diesem Kreise; bei guter Musik zur Unterhaltung und Tanz vergingen diese Stunden leider — wie immer — viel zu schnell.

Herzlichen Dank auch an dieser Stelle allen, die sich um die Durchführung des Treffens bemühten, vor allem unserem unermüdeten Landsmann G. Heyden und seinen bewährten, treuen Helfern und auf frohes Wiedersehen traditionsgemäß in Düsseldorf im Herbst 1970, C. P.

Selbständigenzuschlag soll gestaffelt werden

opr — Die Vorarbeiten zum 2. Unterhaltshilfe-Anpassungsgesetz, das auf den 1. 6. 1970 in Kraft treten wird, sind in den federführenden Bundesministerien in Angriff genommen worden. Außer der routinemäßigen Erhöhung der Unterhaltshilfe soll in diesem Gesetz entsprechend einem Beschluß des 5. Bundestages auch der Selbständigenzuschlag zur Unterhaltshilfe angehoben werden. Der Bund der Vertriebenen und der Bauernverband der Vertriebenen fordern, daß gelegentlich dieser Aufbesserung der Selbständigenzuschlag stärker auf die soziologische Stellung in der Heimat ausgerichtet wird. Der Zuschlag soll nicht (wie bisher) für alle Berechtigten mit mehr als 9 600 RM Schaden gleich sein, sondern im Verhältnis zur Höhe des erlittenen Schadens fortgestaffelt werden.

Lothar Kühl berichtet aus Biafra:

Bericht des Beauftragten der evangelischen Kirche in Biafra

Zwei Stunden kurvten wir bei schlechtester Wetterlage über Uli. Unter uns war der nigerianische Bomber wie beinahe jede Nacht über dem Landstreifen an der Arbeit. Seine Bomben verfehlten zum Glück ihr Ziel. Dann landeten wir im dichtesten Gewitterregen von Blitzen umzuckt und rollten über die nachtdunkle Runway. Weshalb riskieren Piloten immer noch für ein paar Tonnen Nahrungsmittel Nacht um Nacht ihr Leben?

Mit dem Besuch der ersten Verpflegungsstellen und Krankenhäuser für Kinder erübrigen sich solche Fragen. Wir sehen, wie das Leben von Hunderten von todkranken Kindern von ein paar Tonnen Nahrungsmitteln und Medikamenten abhängt. Der Tod hält wieder reiche Ernte in Biafra. Über 1000 Speisungszentren des Internationalen Roten Kreuzes sind geschlossen seit die Flüge des IRK vor zweieinhalb Monaten gestoppt wurden. Die Kirchenflüge allein schaffen es nicht, zumal sie auch reduziert worden sind. Hunderte kirchlicher Speisungszentren haben nichts mehr zu verteilen. Vorrang haben die Verpflegungsstellen für kranke Kinder und die Hospitäler, aber auch da mangelt es an Lebensmitteln.

Überall in Biafra spüren wir die Dankbarkeit der Bevölkerung, der Missionare, der Ärzte und Patres für die Luftbrücke, ohne die sie nichts tun könnten und hoffnungslos dem Hunger ausgeliefert wären. Aber die Not ist so groß, daß das Geleistete nicht ausreicht. Wir fahren an langen Kolonnen nach Owerri zurückkehrender Flüchtlinge vorbei, die alle Habe auf dem Kopf tragen können. Andere Flüchtlinge leben in früheren Schulgebäuden, die durch dünne Bambusmatten in kleine Wohnzellen aufgeteilt sind. In einer Wohnzelle leben bis zu vier Familien, jede Familie besitzt ein selbstgefertigtes Bambusbett, ein paar alte Töpfe und einige Lumpen. Diese Flüchtlinge bekommen jetzt keine Hilfsgüter, sie ernähren sich nur von den wenigen Yam- und Cassavapflanzen, die sie auf dem früheren Schulhof angepflanzt haben. Aber diese Flüchtlinge können sich noch glücklich preisen, daß sie ein Dach über dem Kopf haben. Wir hören von dem schrecklichen Schicksal der kleinen Ortschaft Igbera. Während des nigerianischen Vormarsches auf Umuahia wurde diese Ortschaft mit 35 000 Einwohnern von Raketen schwer getroffen. In panischer Angst flohen die Menschen in den Busch, Familien wurden zerstreut, Kinder schrien nach ihren Müttern und Frauen nach ihren Männern. Die Einwohner der ganzen Ortschaft zogen durch den Busch. Als sie merkten, daß sie nicht zurückkehren konnten, errichteten sie notdürftige Hütten aus Palmzweigen. Pastor N. Eme, der geistige Führer dieser Menschen, berichtet: „Im Laufe der Monate wurden die Lebensmittel immer knapper. Nachdem wir einen Monat im Busch verbracht hatten, starben täglich 20 bis 30, im Juli 30 bis 40 und heute jeden Tag mehr als 50 Menschen den Hungertod!“ (Jeder achte Einwohner jener ehemaligen Ortschaft starb bisher.)

Das Hauptverteilungszentrum des Internationalen Roten Kreuzes, an dem wir vorbeikommen, ist wie ausgestorben, die Lager sind leer. In der Nähe ist eine sick-bay (Betreuungsstation für kranke Kinder), die seit dem Stop der IRK-Flüge keine Lebensmittel mehr bekommt. Vereinzelt helfen die Kirchen mit wenigen Lebensmitteln hier aus. Die Kinder starren mit großen, hoffnungsvollen Augen vor sich hin. Viele Betten sind leer, denn die Mütter nehmen die Kinder zurück in den Busch, weil es hier nur alle paar Tage etwas Nahrung gibt.

Der Generalsekretär des biafranischen Roten Kreuzes fordert vom IRK: Nehmt entweder sofort die Flüge wieder auf, oder gebt offen zu, daß ihr es nicht könnt oder nicht wollt. Die Spender haben ein Recht darauf, daß die Gaben ans Ziel kommen. Wenn ihr es nicht könnt, gebt es anderen Organisationen, die uns helfen.“ Harte Worte, aber verständlich angesichts der vor Hunger weinenden Kinder und der Tausende bisher vom IRK betreuten Verwundeten, die ohne Narkotika operiert und amputiert werden müssen.

Gegenüber der trostlosen Lage in den vom IRK errichteten und nicht mehr versorgten sick-bays werden in den Verteilungszentren der Kirchen immer noch viele Kinder vor dem Hungertod gerettet. Aber auch da gibt es erschütternde Bilder großen Elendes. Wir besuchen ein Kinderkrankenlager der Caritas nicht weit von der südlichen Frontlinie entfernt. Hier werden noch regelmäßig kleine Mahlzeiten verteilt. In einem feuchten Saal hocken 243 nackte Kinder, zum Skelett herabgemagert, im Zugwind zitternd auf harten Holzpritschen. Ein paar Blechnäpfe warten darauf, mit etwas Maisbrei gefüllt zu werden. Die schwachen Kinderkörper werden von Keuchhusten erschüttert. Wie viele neben den sonstigen Mangelerscheinungen die Tuberkulose haben, weiß keiner. Aber bei den wenigen Glücklichen, die nach Sao Tome oder ins Kinderdorf des Diakonischen Werkes und der Caritas nach Libreville gebracht werden konnten,

wurde festgestellt, daß bis zu 80 Prozent der in letzter Zeit aus Biafra kommenden Kinder Tuberkulose haben.

Ein Lastwagen fährt vor und lädt ein paar Säcke ab. Etwas Mais, Milchpulver, Salz und Stockfisch. Pater Kelly, ein Ire, resigniert: „Für ein paar Mahlzeiten reicht das, wann es Nachschub gibt, weiß niemand.“ Eine biafranische Schwester sagt uns, daß kürzlich 80 Kinder mit etwas gebesserter körperlicher Verfassung entlassen worden sind. „Aber sie werden bald wieder zurückkommen, denn früher sind die aus unserer sick-bay entlassenen Kinder zu den Speisungszentren geschickt worden. Jetzt sind alle Speisungszentren in dieser Gegend geschlossen.“ Aber werden diese Kinder wieder zurückkehren und neu aufgenommen werden können? — Ein paar Frauen mit todkranken Kindern und ärztlichen Attests bitten für ihre Kinder um Aufnahme im Lager: „Ich habe nichts zu essen für sie. Es reicht kaum für die hier schon Aufgenommenen“, sagte Pater Kelly.

Mit diesem Todesurteil gehen die Mütter mit ihren Kindern still durch den Regen in den Busch zurück, um zu sterben. Die über 1000 geschlossenen Speisungszentren des IRK lassen seit mehr als zweieinhalb Monaten über eine Million Kinder ohne Broterinnahrung und damit dem Tode entgegenvegetieren.

Wir verteilen unsere mitgebrachten Salztabletten an die Kinder. Sie essen sie wie Schokolade und möchten mehr. Der Salz-mangel ist entsetzlich. Auf dem schwarzen Markt wird ein Sack Salz für 10 000 (zehntausend) DM gehandelt. Geld aber ist unter den etwa eine Million in Lagern und drei Millionen bei Familien lebenden Flüchtlingen nicht vorhanden.

Dr. Ritchie, Chefarzt des ehemaligen in Umuahia zerstörten Queen-Elizabeth-Hospitals, operiert jetzt in einem Nothospital ohne Elektrizität und fließendem Wasser. Die Kinder liegen zu fünf quer in einem Bett. Die Luft ist stickig wegen des Fehlens guter sanitärer Einrichtungen. — Hier werden noch Kinder mit Kaiserschnitt zur Welt gebracht. Wir sehen deutsche Medikamente, deutsches Gerät. Dr. Ritchie dankt den deutschen Kirchen und bittet um mehr Flüge mit Nahrungsmitteln. Ohne Verpflegung ist alle ärztliche Hilfe umsonst. Er operiert bei Petroleum- und Taschenlampenlicht und ist froh über die Batterien, die ich mitgebracht habe. Durch häufigere Bluttransfusionen hofft man, noch mehr Kinder als bisher retten zu können. Aber es ist schwer, unter den geschwächten Menschen der Umgebung ausreichend viele Blutspender zu finden. Über den Krankenhausbereich hinaus behandeln die drei Ärzte des Hospitals noch regelmäßig vier- bis fünftausend Patienten in anderen Behelfskliniken. Dr. Ritchie berichtet, daß es sehr schwierig ist, unter den dringend zu behandelnden Kindern die auszuwählen, die im Krankenhaus aufgenommen werden können. In den vielen Buschdörfern gibt es eine große Anzahl von Kindern, bei denen jetzt schon jede ärztliche Hilfe zu spät käme.

Zu der schrecklichen Hungers- und Krankheitsnot, die wir sehen, kommt noch die Furcht vor Tiefliegerangriffen. Wenn sich die Front zuungunsten der Biafraner verschiebt, sieht man Tausende von Menschen auf den Straßen, die vielleicht schon zum siebenten oder zehnten Male auf der Flucht sind. Es gibt auch Flüchtlingsströme, die in zurückeroberte Städte zurückfluten. An langen Kolonnen solcher nach Owerri zurückkehrender Menschen vorbei, die alle Habe auf dem Kopf tragen können, fahren wir zu Dr. Philips. Todmüde hat er gerade sein Nothospital unter nigerianischem Beschuß vor den heranrückenden Truppen evakuiert. „Hätte ich nicht gerade vorher einen Landrover bekommen, mit dem ich in mehreren Fahrten über verschlammte Buschwege alle Kranken herausholen konnte, wäre die Katastrophe vollständig.“ Dr. Philips ist schon wieder unermüdet an der Arbeit, eine neue Klinik zwölf Meilen südlich von Orlu zu errichten. Von dort hofft er seinen alten Patienten weiterhin helfen zu können, die er außerhalb des Krankenhauses — es sind mehrere Tausend — behandelt hat. Als wir ihn fragen, was er am meisten benötigt, antwortet er: „Macht dem Krieg ein Ende!“

In Ubulu, dem Hauptverteilungszentrum des Weltkirchenrates, sehen wir die schweren Schäden, die durch einen Tiefliegerangriff am 30. Juli entstanden sind. In sieben Luftattacken haben zwei Mig's in wenigen Minuten alle Gebäude mit Sprenggranaten getroffen. 16 Helfer wurden verwundet, zwei von ihnen starben bald darauf. Vor dem Verteilungslager liegen die ausgebrannten Wracks der vier von Mig's zerstörten Lastwagen der Kirchen.

Das biafranische Leiden ist unbeschreiblich. Deshalb riskieren die Piloten immer noch Nacht um Nacht ihr Leben. Die Lösung aller Probleme kann nur ein Waffenstillstand und eine kompromißvolle Neuregelung der biafranisch-nigerianischen Beziehungen bringen. Solange die Politiker dazu nicht imstande sind, werden wir alle den sterbenden schwarzen Menschenbrüdern in Biafra unsere Hilfe nicht versagen können.

Lothar Kühl

Zu Weihnachten Kleidung nach drüben

Strumpfhosen bleiben Trumpf

Nur noch Wochen — dann ist Weihnachten. Industrie und Handel und vor allem die Werbung erinnern uns Tag für Tag daran, diesen wichtigen Termin nicht zu vergessen.

Die meisten von uns werden auch in diesem Jahr das Fest nach altem Brauch verbringen. Es bleibt nur zu hoffen, daß es inzwischen genauso zur Tradition gehört, Päckchen und Pakete nach Mitteleuropa zu schicken. Wer dazu bereit ist, wird sich wiederum fragen, was sich als persönliches Geschenk anbietet, und wieder — wie in vielen Jahren zuvor — können wir nur raten, hochwertige und praktische Textilien in die engere Wahl zu ziehen.

Drüben wird zwar auch auf diesem Sektor das Angebot größer, aber alles, was zweckmäßig und schick ist, kostet trotz mancher Preissenkungen noch immer ein Vielfaches von dem, was wir hier bezahlen müssen. Hinzu kommt, daß die Verteilung der Waren auch heute noch zu wünschen übrig läßt. Was es in X. gibt, muß in Y. noch längst nicht zu haben sein.

Deshalb bleiben Textilien in jeder Preislage und für jede Altersgruppe ein ideales Weihnachtsgeschenk. Ältere Menschen freuen sich verständlicherweise besonders über warme Sachen, die sie sich von ihrer Rente drüben nicht leisten können. Außer Oberbekleidung ist hier besonders Rheumawäsche zu empfehlen. Hemden, Blusen, Kittel und Unterwäsche aus synthetischen Fasern sind überall beliebt — genauso wie Pullover, Strickjacken und Strickhemden. Das gleiche gilt für Strümpfe. Die Nahtlosen bekommt man hier zuweilen schon für wenige Groschen, drüben kosten sie trotz der jüngsten Preissenkung noch 6,40 Mark, Herrensocken, in der Bundesrepublik schon für eine Mark zu haben, gibt es in der DDR bei gleicher Qualität erst für mehr als acht Mark. Bei Kinderstrümpfen ist das Preisverhältnis ähnlich.

Der Trumpf dieses Jahres aber bleibt die Strumpfhose, denn auch in Mitteleuropa hat sich der Minirock durchgesetzt. Strumpfhosen aber sind rar, obwohl sie nur für mehr als 30 Mark auf den Ladentisch kommen. Wir können also auch mit kleinem Aufwand große Freude bereiten — und wir sollten es tun.

L. S.



Neuhoof, Kr. Flatow: Das Schulhaus. Eine Aufnahme aus dem Winter 1943. Einges. von Lehrer I. R. W. Gennrich

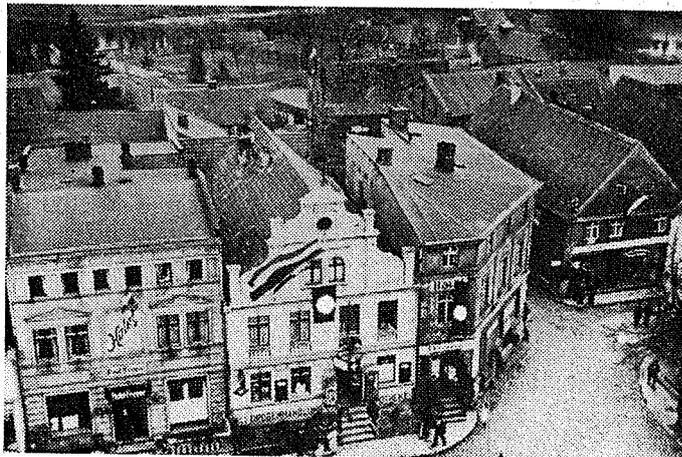
Der Advents Stern

Es blinkt ein Stern in tiefer Nacht
auf unser dunkles Erdenrund,
die kalten Winde säuseln sacht,
als wär's ein Lied aus Kindermund.

Laß' Licht und Lied ins Herz hinein:
Bald wird es wieder Weihnacht sein!
Das Licht, das Lied — sie kommen weit
von dem, was dir einst lieb und wert;
Als Gruß aus ferner Jugendzeit,
von deiner Heimat Haus und Herd;

Die kalten Winde säuseln sacht,
es blinkt ein Stern in tiefer Nacht.

Fritz Dittmer



Preußisch Friedland: Blick vom Turm der evangelischen Kirche auf die südwestliche Marktecke mit dem Hotel Freyer, der Apotheke und Hotel und Bäckerei Hofschilde

Zu einem neuen Buch:

Walter K. Nehring — Die Geschichte der deutschen Panzerwaffe (1916—1945) 400 Seiten mit 10 Karten. Leinen DM 25,—.

In den dreißiger Jahren hatte General Nehring seine Theorie der Panzerstrategie in mehreren Schriften niedergelegt. Sie gewannen für die weitere Entwicklung der Panzerwaffe internationale Bedeutung. Sein Buch umfaßt die Zeit des Ersten Weltkrieges, wo zum erstenmal gepanzerte Kampfwagen auftauchten; die Zwischenkriegszeit, in der die Theorie der Panzerstrategie in Deutschland, Frankreich und England entwickelt und erstmalig deutsche Panzerverbände aufgestellt wurden; deren erste erfolgreiche Einsätze zu Beginn des Zweiten Weltkrieges; und schließlich die Niederlage der letzten Kriegsjahre. Die Generäle Guderian und Nehring hatten die revolutionierende Idee entwickelt, daß die Panzerwaffe nicht nur als eine taktische, im Rahmen des Infanterieangriffes einzusetzende Unterstützungswaffe, sondern vor allem eine operativ einsatzfähige und damit entscheidend neue Waffe darstellen sollte. Die Entfesselung des Zweiten Weltkrieges beendete vorzeitig den langfristige konzipierten Aufbau der sogenannten „schnellen Truppen“. Es war Guderians und Nehrings Leistung, daß die Panzertruppen dennoch große Anfangserfolge in Polen, Frankreich, Nordafrika und auf dem Balkan erzielten. Trotz Überforderung und strategischer Fehlentscheidungen hat sich die Panzerwaffe unter moderner Führungskonzeption als wirksame Unterstützung der schwer kämpfenden Truppen bewährt.

Briefe sind wichtig!

„Warum schreibt Ihr so wenig?“ Häufig wird diese Frage von Menschen im anderen Teil Deutschlands gestellt. Die Kontakte sind zwar noch lebendig und zahlreich: Geschenksendungen werden ausgetauscht; viele nutzen die Möglichkeit, mit Hilfe von Fleurop Blumengrüße zu übermitteln; zu besonderen Gelegenheiten gibt es auch Anrufe nach drüben, obwohl die wenigen Leitungen manchmal tagelang blockiert sind.

Natürlich löst auch heute noch jedes Päckchen Freude aus, besonders dann, wenn der Inhalt mit Überlegung und Verständnis zusammengestellt wurde. Briefe aber, die mehr sind als eine bloße Mitteilung und Ankündigung, werden dadurch nicht ersetzt. Es ist nur natürlich, daß die Menschen heute anders miteinander sprechen als im Zeitalter der Postkutsche. Ein einfacher Griff zum Telefonhörer und die sekundenschnelle Betätigung der Wählscheibe bringt die Verbindung zum anderen, der vielleicht tausende Kilometer entfernt wohnt. Entfernungen zu überbrücken ist nichts Aufregendes mehr. Schnell ist gesagt, was man mitteilen möchte. Alles ist unterkühlt-sachlich. Eine Rentnerin von drüben, auf Besuchsreise in der Bundesrepublik, erlebte die Tochter des Hauses, die das Telefongespräch mit dem „Zukünftigen“ in einem burschikosen „Tschüs“ ausklingen läßt: „Gibt's denn das gar nicht mehr wie früher —, ich meine, so einen richtigen Liebesbrief?“

Nun gut, wir können das Rad der Zeit nicht zurückdrehen. Aber gerade mit den Menschen drüben, Verwandten, Freunden und Bekannten, sollten wir ausführliche Briefe wechseln. Sie wollen nicht nur hören, daß wieder einmal ein Paket unterwegs ist, das sie gleich nach dem Eintreffen bestätigen sollen. Sie wollen erfahren, wie es bei uns aussieht, und wir sollten dabei Kleinigkeiten durchaus nicht auslassen.

Neben persönlichen Besuchen sind Briefe das Wichtigste — jedenfalls für Menschen, die durch verhaßte Barrieren von uns isoliert sind.

Kurz und gut: wir schreiben zu Weihnachten nach drüben!

F. L.

Buchbesprechung**Annemarie von Puttkammer: Meines Vaters Söhne**

Diese Geschichte einer pommerschen Gutsbesitzerfamilie ist zugleich ein Stück Zeitgeschichte, erzählt von Irene von Werskow, einziger Schwester unter drei Brüdern. Ihre Lebenserinnerungen schreibt sie auf Wunsch ihrer Neffen nieder und überliefert so den Söhnen die Jugend ihrer Väter in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts.

Die drei Brüder sind untereinander denkbar verschieden und dennoch alle der Schwester gleich nah verbunden: Fried, der „große“ Bruder ist in der gemeinsamen Kindheit der unzertrennliche Gefährte und rückhaltlos bewunderte Anführer; Johannes, nur um ein Jahr jünger und ihr besonders verwandt, wird fast als „Zwilling“ empfunden; Botho, der „kleine“ anfangs zärtlich bemutterte Bruder, wächst zum nächsten Vertrauten heran. In allen vier Geschwistern ist die jahrhundertealte Tradition der Vorfahren lebendig, gleichzeitig aber stehen sie, in unbewußter Ahnung des Kommenden, im Widerspruch dagegen. „Wir Waisenkind einer nur noch scheinbar heilen Welt“, sagte Reni einmal kurz vor dem Ersten Weltkrieg. Aus diesem inneren Widerspruch gehen aber keine gebrochenen oder gespaltenen Menschen hervor, vielmehr starke Persönlichkeiten, die die Kraft haben, ihr Schicksal mit Würde zu bestehen.

Irene, die einzige der Geschwister, der ein langes Leben gegeben ist, schreibt ihre Geschichte im Altersheim. Sie findet dort auch die Mitmenschlichkeit, durch die in unserer unheilen Welt jeder ein wenig zur Heilung beitragen kann.

Das Buch ist erschienen im Eugen Salzer Verlag, 71 Heilbronn. Es hat einen Umfang von 272 Seiten und kostet in Ganzleinen gebunden DM 15,80.

Der Nikolaus kommt nach Stuttgart

zum Heimattreffen der Schlochauer und Flatower Landsleute und deren Gäste, am Samstag, 6. Dezember 1969, um 17.00 Uhr in die „STUTTGARTER KELLERSCHENKE“ Stuttgart, Theodor-Heuss-Straße 2 a (Gewerkschaftshaus)

Dazu ladet ein:

Landesgruppe Südwest in Stuttgart

Die Kinder sind besonders herzlich eingeladen

Programm:

1. Kaffeetafel unter dem Lichtenbaum
2. Begrüßung
3. Gedichte und Lieder durch unsere Kinder
4. Der Nikolaus kommt
5. Bilder der Heimat
6. Lied und Spiel unserer Jugend
7. Gemütliches Beisammensein
8. Tombola *

*) Wer dazu etwas beitragen möchte, bringe es zu diesem Tage mit

Familien-Nachrichten

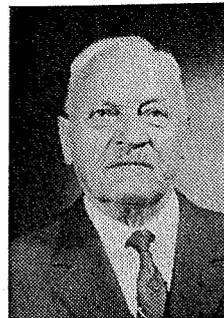
Veröffentlichungen in aller Kürze kostenlos (Bildpreis auf Anfrage) Mehrzeilen (Grüße usw.) müssen berechnet werden.

Geburtstage Kreis Schlochau

- 90 Jahre alt am 9. November Ldsm. Johann Wollschläger aus Prechlau, Am See. Jetzt: 53 Bonn-Lengsdorf, Im Ellig 65
- 88 Jahre alt am 18. September Frau Hedwig Warnke aus Flötenstein. Ihr Geburtstag wurde in der Ausgabe vom 15. Oktober 1969 nicht richtig wiedergegeben, weil es darin hieß: „80 Jahre alt am 20. August.“ Jetzt wohnt Frau Warnke in 3012 Langenhagen, Allerweg 12
- 85 Jahre alt am 29. November Ldsm. Friedrich Lehmann aus Landeck, Marktstraße 13. Jetzt wohnt er in X 154 Falkensee bei Berlin, Konstanzer Str. 5a
- 85 Jahre alt am 5. Dezember Ldsm. Karl Raddatz, früher bei der Kreisbank und Kreissparkasse Schlochau. Seine Ehefrau kann am 14. Januar 1970 ihren 80. Geburtstag begehen. Jetzt wohnt Familie Raddatz in 3261 Silixen Nr. 24 über Rinteln
- 80 Jahre alt am 27. Oktober der Kulturbaumeister und Baumeister Otto Kobs aus Schlochau, Jahnstraße. Jetzt: 3122 Hankensbüttel, Hindenburgstr. 3
- 80 Jahre alt am 16. November Frau Martha Radtke aus Domslaff, Kreis Schlochau. Sie grüßt hierdurch alle ihre Bekannten aus der Heimat. Jetzt: 2371 Nübbel über Rendsburg
- 75 Jahre alt am 23. August der Bauer Albert Schewe aus Buchholz. Jetzt: 469 Herne, Roonstr. 45
- 70 Jahre alt am 6. November Ldsm. Paul Raddatz aus Eisenau. Jetzt: 5044 Gymnich über Lechenich, An der Johannisbrücke 4
- 70 Jahre alt am 15. November Landwirt Karl Paubandt aus Falkenwalde bei Hammerstein. Alle Falkenwalder Landsleute und diejenigen aus der Umgebung grüßt er aus: 3 Hannover, Robertstr. 8
- 70 Jahre alt am 26. November Ldsm. Gerhard Mahlke aus Neustettin während seine Ehefrau Hertha Mahlke geb. Anker aus Hammerstein am 21. Oktober ihren 63. Geburtstag begehen konnte. Beide befinden sich bei bester Gesundheit. Jetzt: 317 Gifhorn, Fischerweg 108
- 63 Jahre alt am 28. November Frau Erna Battige us Breitenfelde. Jetzt: X 6304 Frauenwald (Thüringen), Hüttenweg 10
- 62 Jahre alt am 13. Dezember Frau Elfriede Kulzinger geb. Jahnke aus Hammerstein, Mackensenstr. 31. Jetzt: 244 Oldenburg (Holst.), Lilienconstr. 26

Geburtstage Kreis Schlochau

- 85 Jahre alt am 7. Dezember Frau Ida Wenzel, verw. Krüger, geb. Garschke aus Tarnowke. Jetzt: 7407 Mössingen, Butzenbadstr. 57
- 82 Jahre alt am 9. Dezember Frau Emma Schnurkowski geb. Lünser aus Gursen. Ihr großer Wunsch ist es, von ihren alten Landsleuten, soweit sie noch am Leben sind, zu hören. Jetzt: 4967 Bückeburg, Schillerstr. 14a



Am 5. Dezember 1969 begeht Herr Karl Neumann aus Pottlitz, Kreis Flatow, seinen

80. Geburtstag

Es gratulieren von Herzen und wünschen weiterhin einen gesunden, gesegneten Lebensabend:

Seine Kinder, Enkel, Urenkel und alle Anverwandten

- 78 Jahre alt am 18. Dezember Frau Alma Ristau geb. Weyer aus Gr. Friedrichsberg. Gesundheitlich geht es ihr noch gut. Sie wohnt bei ihrem Sohn, dem Justizsekretär Kurt Ristau in 4911 Hardissen, Obere Str. 77. Auf diesem Wege grüßen Mutter und Sohn alle ihre Bekannten.
- 75 Jahre alt am 17. November Frau Marta Zart aus Flatow, Domänenweg 11. Jetzt: 73 Eßlingen am Neckar, Stuttgarter Straße 48
- 65 Jahre alt am 26. Oktober Ldsm. Heinrich Westphal aus Gr. Friedrichsberg. Jetzt: 3221 Marienhagen, Kr. Alfeld, Nordstraße 126
- 70 Jahre alt am 9. November Landwirt Paul Liesack aus Adl-Landeck. Jetzt: 2 Hamburg, Lüderstr. 320
- 65 Jahre alt am 3. November der Bauer Erwin Coerlin aus Schwente. Mit seiner Familie wohnt er jetzt im Eigenheim in 5159 Sindorf, Bez. Köln, Fuchsstr. 21

Goldene Hochzeit

Am 23. August 1969 konnten wir mit Gottes Hilfe und Beistand unsere Goldene Hochzeit erleben.

Wir grüßen auf diesem Wege alle Bekannten aus Hammerstein und Umgebung.

Andreas und Ida Walter

7132 Illingen (Württ.), Gustav-Freytag-Straße 6

Goldene Hochzeiten

Am 15. November 1969: die Eheleute Friedrich und Emilie Tietz, Landwirt in Dobrin, Kr. Flatow. Jetzt: 2406 Großsteinrade über Lübeck, Mühlenberg 21a. Am gleichen Tage beging Frau Tietz ihren 78. Geburtstag.

Am 25. November 1969: Eheleute Karl und Frieda Gall aus Flatow. Karl Gall wurde am 7. September 1969 76 Jahre alt, seine Ehefrau konnte am 26. September ihren 75. Geburtstag begehen. Jetzt: 41 Duisburg-Meiderich, Singstr. 20.

Am 25. November 1969: die Eheleute Paul und Martha Karau aus Abb. Penkuhl, Kr. Schlochau. Jetzt: 4781 Herringhausen über Lippstadt.

Am 26. November 1969: die Eheleute Albert und Franziska Rehmus aus Förstenu. Sie grüßen hierdurch alle ihre lieben Förstenuer aus: 509 Leverkusen, Feuerbachstraße 20.

Bestandenes Examen

Im Oktober bestand Herr Joachim Ruhnke, Sohn der Eheleute Konrad Ruhnke-Niesewanz und Frau Elisabeth geb. Domisch-Schlochau, die 1. Philologische Staatsprüfung für das Lehramt an Höheren Schulen an der Westfälischen Wilhelm-Universität in Münster mit gutem Erfolg. Zum 1. Dezember wird er den Schuldienst in Wuppertal antreten. Sein Vater lehrte früher an den Schulen in Kramsk und Ziethen, Kr. Schlochau; leider war es ihm durch seinen frühen Tod nicht vergönnt, diese Freude mit uns zu teilen. Unsere Anschrift: 4536 Brochterbeck, Moorstr. 8.

Beförderungen

Mit Wirkung vom 1. Januar 1969 wurde unser Heimatfreund Hans-Joachim Teske, Sohn unseres verstorbenen Lehrers Max Teske, früher Pollnitz und Dt. Briesen, als Angehöriger der Finanzverwaltung zum Amtmann befördert. Seine Anschrift: 43 Essen, Ahrfeldstr. 99. Seine Schwester, Fräulein Melitta Teske wurde mit Wirkung vom Februar 1969 zur Amtmännin beim Finanzamt befördert. Zusammen mit ihrer Mutter wohnt sie jetzt in 43 Essen-Frohnhausen, Kerckhoffstr. 187

Es starben fern der Heimat

Ldsm. Paul Birkholz aus Baldenburg am 8. Oktober 1969 im Alter von 39 Jahren. Zuletzt: Wuppertal-Elberfeld

Schulrat i. R. Willi Sülz aus Stegers gebürtig im Alter von 76 Jahren am 28. August 1969. Zuletzt: 291 Westerstede, Von-Negelein-Straße 3

Ldsm. Otto David aus Schlochau am 27. August 1969 im Alter von 69 Jahren. Zuletzt: Lübz (Meckl.), Goldberger Straße 12

Frau Theresia Konitzer geb. Masgei aus Christfelde-Abb. am 27. Oktober 1969 im Alter von 87 Jahren in ihrer alten Heimat Christfelde

Frau Melida Krüger geb. Meier aus Tarnowke, Kr. Flatow am 29. Oktober 1969 im Alter von 55 Jahren. Zuletzt: X 2081 Hasselförde (Meckl.)

Suchanzeigen

Wer von unseren Landsleuten weiß den jetzigen Aufenthalt von Herrn Karl Turra, der während der Inflationszeit in Schlochau ein Baugeschäft besaß? Und kennt jemand den jetzigen Aufenthalt der Familie Draheim (Postinspektor) aus Schlochau? Nachricht erbittet Frau Betty Poehler geb. Mieth (Schlochau), jetzt: 504 Brühl, Jordanstr. 10

Ich benötige die Anschrift von Herrn Alfred Bruschkowski, geboren am 21. 5. 1922 und zuletzt wohnhaft gewesen als Kfz-Schlosser in Schlochau. Nachricht erbittet: Johannes Raddatz, früher Schlochau, Steinborner Weg 3, jetzt: 4923 Bösingfeld/Nalhof, Siedlung 45

Wer kennt Hans-Joachim Liebenow, geb. 18. 1. 08 in Bromberg, Sohn des früheren Landwirtschaftsrates Wilhelm Liebenow von der Landwirtschaftsschule in Krojanke? Die Witwe des Gesuchten lebt seit 13 Jahren in Australien. Ihr fehlen die Belege für die Zeit von 1928 bis 1932, die ihre Rente verbessern könnten. Nachricht erbittet die Kreisstelle Schneidemühl (Strey) in 23 Kiel 1, Wilhelmshavener Str. 6

Ich suche Herrn Reinhold Langwald, Sohn von Anton Langwald, Hotel Deutsches Haus, aus Flötenstein, ferner Paul und Ernst Sprafke, Söhne von Bürgermeister August Sprafke aus Eickfier sowie Franz Sprafke (Simon Franz) aus Eickfier. Nachricht erbittet: Albert Völz in 495 Minden (Westf.), Domlandweg 4

Anschriftenänderungen

Herbert Jaek aus Pr. Friedland. Jetzt: 53 Bonn-Uckesdorf, Auf den Steinen 42 — Hans Krüger aus Wehnershof. Jetzt: 3011 Laatzen, Im Langen Feld 5 — Polizeimeister a. D. Karl Bähr aus Hammerstein. Jetzt: 495 Minden (Westf.), Büntestr. 4, III. re. — Heinz Hinz aus Bölzig. Jetzt: 7247 Sulz (Neckar), Kirchstr. 10, II. Pfarramt — Elisabeth Zepf aus Flatow. Jetzt: 29 Oldenburg, Bürgerstr. 18b — Paula Lach aus Flatow. Jetzt 7503 Neureut üb. Karlsruhe, Haydnstr. 7 bei Krause — Martha Gehrke aus Grunau. Jetzt: 435 Recklinghausen, Dortmunder Str. 234 — Ernst Kroschel und Frau Ida geb. Dahlke aus Schmirdau. Jetzt: 2215 Hanerau-Hademarschen, Pemelner Weg (Rentnerwohnheim) —

Familien-Anzeigen

Abdruck gegen Berechnung der Unkosten

Goldene Hochzeit

Ihre Goldene Hochzeit begingen am 28. November 1969

Gustav Riek und Frau Else

geb. Will

Früher: Flatow

Jetzt: 35 Kassel, Wilhelmallee 102

Diamantene Hochzeit

Am 8. Dezember 1969, so Gott will, feiern wir dieses seltene Fest im Kreise unserer Kinder, Enkel und Urenkel. Vielleicht gibt es noch einige Schlochauer, die sich an Trude Petkewitz erinnern? Mein Mann ist auch vielen Landsleuten bekannt als Edmund Jaskulsky, jetzt Prokurist i. R.

Was für ein Glück ist es doch, 60 Jahre lang vereint und zusammen alt geworden zu sein! Wir sind beide noch geistig auf der Höhe und körperlich sind wir dem Alter entsprechend wohltauf. Die gute Schlochauer Luft steckt einem doch als gutes Erbe in den Gliedern. Mein Elternhaus war ja auch ein fröhliches durch Vaters Humor und Mutters Güte. Wir grüßen alle lieben Schlochauer.

Gertrud Jaskulsky geb. Petkewitz und Mann
852 Erlangen, Gebbertstraße 93/I.

Arbeit war dein Leben,
Ruhe hat dir Gott gegeben.

Nach kurzer, schwerer Krankheit verschied heute früh im Alter von 73 Jahren mein lieber Mann, treusorgender Vater, Schwiegervater, Opa, Bruder und Schwager

Erich Gollnick

früher Bahnspediteur in Flatow

In tiefer Trauer:

Elisabeth Gollnick geb. Schallhorn
Horst Gollnick und Frau
Jörg als Enkelkind

45 Osnabrück, den 13. Oktober 1969
Parkweg 24

Nach 24jähriger Ungewißheit erhielten wir die Nachricht, daß unser lieber Bruder

Vinzent Gollnick

im April 1945 in Linz (Österreich) gefallen ist.

Mit dieser Nachricht im Herzen entschlief am 20. Oktober 1969 nach kurzem Krankenlager, wohlversehen mit den heiligen Sterbesakramenten, unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Oma, Schwester, Schwägerin und Tante

Frau Maria Gollnick

geb. Spors

im Alter von 87 Jahren.

In stiller Trauer,
im Namen der Geschwister
und Angehörigen
Margareta Gollnick

3 Hannover, Auf dem Loh 14
Früher: Förstenaue, Kr. Schlochau



Nach einem erfüllten Leben und fern der geliebten Heimat rief Gott der Herr: meinen lieben Mann, unseren treusorgenden Vater, Schwiegervater, Großvater Schwager und Onkel

Landwirt

Otto Schoen

nach Vollendung seines 80. Lebensjahres zu sich heim.

In tiefer Trauer:

Elisabeth Schoen geb. Schmidt
nebst Kindern und Enkelkindern

3411 Sudheim, den 18. August 1969
Bishäuser Weg 165
Früher: Deutsch-Fier, Kreis Flatow

Die Trauerfeier fand am Donnerstag, dem 21. August 1969, um 15 Uhr in der Friedhofskapelle in Sudheim statt. Anschließend war die Beisetzung.

Nach Gottes unerforschlichem Ratschluß nahm ER am 21. September 1969 nach einem schweren, mit unendlicher Geduld ertragenem Leiden, unsere herzengute liebe Schwester, meine liebe Schwägerin

Gertrud Jaurisch

geb. Rieck

im Alter von 56 Jahren zu sich in sein ewiges Reich.

In stiller Trauer:
Ilse Rieck
Walter Hinze und Frau
Herta geb. Rieck

Altentreptow, den 21. September 1969
Ernst-Thälmann-Straße 48
Früher: Schlochau, Lange Straße 3

Plötzlich und unerwartet ist unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Groß- und Urgroßmutter

Auguste Neunast

geb. Rohs

früher Pr. Friedland, Kr. Schlochau

im 82. Lebensjahr für immer von uns gegangen.

In stiller Trauer:
Die Kinder als Hinterbliebene

2407 Lübeck-Travemünde, den 9. November 1969
Steenkamp 79

Der neue Abreißkalender

Pommern im Bild

für das Jahr 1970 ist erschienen

Mit 24 Ansichtspostkarten ist er eine wertvolle Erinnerung an die pommersche Heimat. — Selbst der Kreis Schlochau ist diesmal nicht vergessen, ein Foto aus Gegenfeldern erinnert an die Schafzucht im Kreisgebiet. Neustettin, Dt. Krone, Stralsund, Steffin und andere Städte sind im Bild in diesem schönen Kalender vertreten.

Preis: DM 4,40. Zu bestellen beim Kreisblatt in
53 Bonn 5, Postfach 5045

Bei Voreinsendung des Betrages erfolgt portofreie
Lieferung.

Wir sind umgezogen

Wolfgang und Barbara Schleiff, Dipl.-Ing. Architekt
(Schlochau) und Corinna Florian und Martina
und würden uns freuen, wenn Sie und auch andere
Schlochauer mal auf der Durchreise bei uns reinschauen
würden.

Jetzt: 6056 Heusenstamm, Königsberger Straße 68

Nach langem, schwerem Leiden entschlief am 17. Oktober 1969 unsere liebe Schwester, Schwägerin und Tante

Margarete Jahn

im Alter von 70 Jahren.

In stiller Trauer:

Karl Henning und Frau
Gertrud geb. Jahn
Hertha Bönsch geb. Jahn
Elisabeth Görs geb. Jahn
Max Komoll und Frau
Frieda geb. Jahn
Erich Liepelt und Frau
Lotte geb. Jahn
Günther Jahn und Frau
Maria geb. Thiele
Ursula Jahn

1 Berlin 20, Streitstraße 61 bei Görs
Früher Prechlau/Merseburg

Nach schwerer Krankheit entschlief im Alter von 86 Jahren unser lieber, treusorgender Vater, Schwiegervater, Großvater und Urgroßvater

Friedrich Wienczkowski

In stiller Trauer:

Ursula Wienczkowski, Herford
Helmut und Edith Wendt
geb. Wienczkowski
Walter und Irma Wienczkowski
geb. Dieß
Heinz und Bärbel Quack
geb. Wendt
Peter und Sabine Keller
geb. Wendt
und 5 Urenkel

312 Wittingen, den 16. Juni 1969
Im Paridam 4
Früher: Hammerstein

Die Trauerfeier fand am 19. Juni 1969, um 14 Uhr, in der Kapelle des Herforder Friedhofes „Ewiger Frieden“ statt.

Nach langer, schwerer Krankheit entschlief heute meine liebe Frau, unsere gute Mutter, Schwiegermutter, Großmutter und Urgroßmutter

Auguste Schoof

geb. Siegert

im 80. Lebensjahr.

In stiller Trauer:

Adolf Schoof
31 Celle, Neustadt 33
Hildegard Klaahsen geb. Schoof
Albert Wohlbrück
Wolfgang Klaahsen und Frau
Renate geb. Lubenow
Ulrich Eckardt und Frau
Hildegard geb. Klaahsen
und sechs Urenkel

31 Celle, den 13. Oktober 1969
Neustadt 33 und Eltzestraße 13

Früher: Hammerstein, Mackensenstraße

Die Beerdigung fand am Freitag, dem 17. Oktober 1969 um 14 Uhr auf dem Waldfriedhof in Celle statt.

Das ewige Licht leuchte ihr.

Wir trauern um unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Großmutter, Urgroßmutter und Tante

Mathilde Konitzer

geb. Konarski

Sie ist im gesegneten Alter von 85 Jahren in Gottes Frieden heimgegangen.

In Dankbarkeit
im Namen aller Angehörigen

Johannes Köhn und Frau Maria
geb. Konitzer

2441 Göhl, den 13. Oktober 1969
Früher: Schlochau, Bahnhofstraße 18

Am 10. Oktober 1969 ist unerwartet mein lieber Bruder

Erwin Schönau

früher Schlochau

im 71. Lebensjahr einer Herzschwäche erlegen.

In tiefer Trauer:

Annaliese Krackhardt-Schönau

1 Berlin 37
Am Fuchspass 33

Ein treusorgendes Mutterherz
hat aufgehört zu schlagen

Gott, der Herr über Leben und Tod, hat heute nach kurzer, schwerer Krankheit meine liebe Frau, unsere herzensgute Mutter, Schwiegermutter, Großmutter, Schwägerin und Tante

Anna Kresin

geb. Affeldt

im 75. Lebensjahr, versehen mit den heiligen Sterbesakramenten, zu sich in sein Reich genommen.

In Liebe und Dankbarkeit:
Konrad Kresin und Kinder
und alle Angehörigen

243 Neustadt in Holstein, den 21. September 1969
Schlesierweg 9

Früher: Schlochau/Kaldau

Requiem am Dienstag, dem 23. September 1969, in der St. Johanniskirche in Neustadt. Anschließend Beisetzung von der Friedenskirche.



Es verstarb nach längerem, schwerem Leiden, im 64. Lebensjahr, der ehemalige Rittergutsbesitzer auf Adlig Klein Jenznick im Kreise Schlochau

Herr Werner Semrau

Seine Heimat sah er nicht mehr wieder.

In tiefer Trauer:
Frau Martha Buchholz
und Anverwandte

76 Offenburg, den 13. November 1969
Am Stadtwald 23

Die Einsegnung fand am Montag, dem 17. November 1969, um 13.45 Uhr auf dem Stadtfriedhof Weingarten statt.

Der Herr über Leben und Tod erlöste am 23. Oktober 1969 nach langer, schwerer Krankheit meine liebe Mutter, Großmutter, Schwägerin und Tante

Ww. Ida Stolpmann

geb. Majewski

im Alter von 76 Jahren von ihren mit großer Geduld ertragenen Leiden.

In stiller Trauer:
Werner Stolpmann und Frau
Maria geb. Erdbrügge
Erwin Goldmann und Frau
Irma geb. Stolpmann
Walfried Stolpmann und Frau
Marianne geb. Hunfeld
6 Enkelkinder und Angehörige

4359 Sythen bei Haltern
Birnenkamp 75

Früher: Eickfier, Kr. Schlochau

Ganz plötzlich und unerwartet nahm Gott der Herr heute früh, am 25. 10. 1969, meinen lieben, guten Mann, unseren lieben Schwager und Onkel

Herrn Wilhelm Köhn

Schmiedemeister

im Alter von 84 Jahren in sein himmlisches Reich.

In stiller Trauer:
Agathe Köhn geb. Schulz
und alle Anverwandten

5201 Birk über Siegburg
Postweg 17

Früher: Prützenwalde, Kr. Schlochau

Für uns alle unerwartet nahm am 12. 10. 1969 der Herr über Leben und Tod meine liebe Mutti, Tochter, Schwester, Schwägerin und Tante

Lieselotte Roesler, geb. Mallach

zu sich in sein Reich.

Joachim Mallach
Frau Margarete Mallach
7 Stuttgart 1, Achalmstraße 16
Prof. Dr. Hans Joachim Mallach
Dr. Gisela Mallach geb. Doeschl
Wolfgang und Detlef Mallach

Früher Flatow, Bahnhofstraße 45



Fürchte Dich nicht,
ich habe Dich erlöst,
ich habe Dich bei Deinem Namen
gerufen,
Du bist mein.

Nach einem erfüllten Leben verstarb am 22. 10. 1969, nach kurzer Krankheit, mein lieber Mann, Vater, Schwiegervater, Großvater und Onkel

Emil Neumann

im 86. Lebensjahr.

Im Namen der Trauernden:
Emilie Neumann geb. Hass

31 Celle, Teichmühlenstraße 12
Früher: Konradsfelde, Kreis Flatow

Das „Neue Schlochauer und Flatower Kreisblatt“ erscheint monatlich einmal um die Mitte des Monats und kostet vierteljährlich durch die Post bezogen 3,— DM. Im Drucksachenversand vierteljährlicher Preis 3,— DM. Auslandspreis jährlich 15,— DM. Der Betrag ist im voraus zahlbar. Einzelhefte durch den Herausgeber. Ältere Jahrgänge sind zum größten Teil noch lieferbar. Preis auf Anfrage.

Das Kreisblatt kann jederzeit bei jedem Postamt im Bundesgebiet oder direkt beim Herausgeber in 53 Bonn 5, Postfach 5045, bestellt werden. Es hat die Kennnummer Z 5277 E und ist in der Postzeitungsliste auf Seite 325 eingetragen.

Alle zur Veröffentlichung bestimmten Einsendungen müssen für die laufende Ausgabe jeweils 14 Tage vor Erscheinen beim Herausgeber eingetroffen sein. Postscheckkonto: Erich Wendtlandt, Sonderkonto Schlochau in Bonn, Postscheckamt Hamburg, Kontonummer 167 46.

Herausgeber: Erich Wendtlandt, Bonn 5, Sandtstraße 32, Postfach 5045.

Druck: J. F. Carthaus, Bonn.

Postanschrift: Kreisblatt, 53 Bonn 5, Postfach 5045.

Verlag: Erich Wendtlandt, Bonn, Sandtstraße 32.

Letzter Einsendetag für die
Ausgabe Dezember 1969

15. Dezember